Die Väter der Stadt.

Die Väter der Stadt.

Roman

von

Karl Wartenburg.

Dritter Band.

Leipzig,
Fr. Ludw. Herbig.
1859.

Siebzehntes Kapitel.

Kopf an Kopf standen sie in dem grünen Rathhauszimmer, wo der Gemeinderath heute seine Sitzung hielt, und so groß das altväterische Gemach mit den Spitzbogenfenstern auch war, es konnte kein Apfel zur Erde fallen.

Seit dem 30. October des vergangenen Jahres, wo auf dem Rathhause die Actienzeichnung für die neue Creditbank stattgefunden, hatte die grüne Stube ein solches Gedränge nicht wieder gesehen. Damals freilich war es noch etwas stürmischer zugegangen. Drei feinen Damen hatte man die Crinolinen total zerdrückt, die Shawls von den Schultern gerissen, einem schmächtigen Seidenwaarenhändler hatte ein robuster Hausknecht, der seine Trinkgelder partout in Actien anlegen wollte, eine Rippe

gebrochen, ein engbrüstiger Assessor war von zwei grobknochigen Rekruten, die für acht Groschen sich muthig in das Getümmel stürzten, um für ihren Major Actien zu zeichnen, so gequetscht worden, daß er vierzehn Tage Blut spukte. Derartige Scenen kamen heute allerdings nicht vor; im Gegentheil, die Leute verhielten sich mäuschenstill, um keine Sylbe der Debatte zu verlieren.

Möhring hatte in dem Augenblicke das Wort. Er stand der kleinen grünen Tafel gegenüber, an welcher der Bürgermeister Rothe, der hagere, blasse Stadtschreiber Richter und die drei Stadträthe: Weigand, Birnbaum und Werner saßen. Ihnen gegenüber im Halbkreise die Gemeinderäthe und hinter diesen, durch eine Barriere getrennt, die Zuhörer. An den Wänden hingen in vergoldeten Rahmen die lebensgroßen Conterfei's der letzten zwölf Bürgermeister der Stadt. Die neun ersten gehörten noch der reichsstädtischen Zeit an, die drei andern den Decennien nach 1806.

Wie sahen sie so seltsam aus, die alten Herren, von Dem in rothem, goldgesticktem Staatskleide, der mächtigen Allongenperücke und dem Degen an

der Seite, bis zu Dem im violetten Fracke, der kleinen Stutzperücke, den schwarzen Kniehosen und weißseidenen Strümpfen, dem letzten Bürgermeister der freien Reichsstadt: Doktor juris utriusque Erdmann Zacharias Nathaniel Krafft, wie die Unterschrift besagte.

Wie Priamus sein Troja, so hatte er seine freie Stadt, als solche, untergehen sehen und es war sicherlich nicht bloßer Zufall, daß die Worte, die er unter sein Bildniß geschrieben: „Fuimus Troës!“ lauteten.

Vielleicht hatte er eine Ahnung über seine Nachfolger, die nach seinem Tode das Regiment der Stadt in den Händen hatten.

Die alten Väter der Stadt aus der reichsstädtischen Zeit hatten zum großen Theil recht wunderliche Züge, steif wie die gestärkten Halskrausen, die sie trugen, eckig wie das alte Rathhaus, pedantisch und verschnörkelt — wie der alte Curialstyl in ihren Mandaten und Verordnungen, aber es lag doch auch etwas Eignes, Selbstständiges, Würde-Bewußtes in diesen Physiognomien; wenn so ein alter Bürgermeister seine Allongenperücke mit unwilliger Maje-

stät in Geberde und Miene schüttelte, und die Puderwolken aufflogen, so konnte man in ihm zwar auch keinen donnernden Jupiter erblicken, allein man konnte eine gewisse Scheu vor dem Manne bekommen und einen Schritt zurück treten — sei es auch nur um des Puderstaubes willen.

Aber was sollte man zu den drei Neutrojanern, wie der Doktor Krafft seine Nachfolger nannte, sagen, zu den Conterfei's der drei Bürgermeister nach 1806?

Das waren nicht mehr die selbstbewußten Vertreter der Bürgerschaft, die ersten Beamten einer selbstständigen Gemeinde, das waren geriebene, geschmeidige, ängstliche, de- und wehmüthige Figuren, ächte Präfekten-Gesichter, die mit dem einen Auge immer nach dem Ministerialgebäude hinüber schielten, und mit dem andern nach der Wetterfahne auf dem Brunnenhäuschen vor dem Rathhause. In ihren Gestalten drückte sich die ganze, nach französischem Muster zugeschnittene Municipalverfassung, die man der Stadt gegeben, deutlich aus. Ein Winkel an der Wand war noch frei. Diesen Platz sollte das Conterfei des würdigen Doktor Rothe einnehmen. Wenn ihn ein Maler, wie Herr Winterhalter, der

Prinzen- und Conferenzdiplomaten-Portraiteur, in diesem Augenblicke hätte scizziren können!

Seine fleischige, linke Hand spielte mit der goldenen Uhrkette, während die rechte mit einem Bleistifte auf ein Blatt Papier kleine Figuren, Bäume, Hündchen, Eselköpfe und Pferde kritzelte. Die Augen hatte er starr auf diese kleinen Carricaturen geheftet, nur von Zeit zu Zeit warf er einen scheuen Blick über die Versammlung, um eben so schnell wieder nieder auf das Papier zu blicken. Auf seiner breiten, rothen Stirne standen helle Schweißtropfen. Auf der Lippe klebte noch das ominöse Pflaster, das wahrscheinlich auch die Ursache war, weßhalb der Bürgermeister so kleinlaute Erwiderungen auf die heftigen Angriffe einzelner Gemeinderäthe gab. In Abwesenheit des Gemeinderaths-Vorsitzenden leitete der Advokat Karsten als Stellvertreter die Verhandlung.

„Sie haben das Wort,“ sprach er jetzt zu Möhring.

„Meine Herren,“ begann dieser, „jedenfalls gibt es unter Ihnen so Manchen, der vielleicht über den Gegenstand, über den ich zu Ihnen sprechen will, mit größerer Beredsamkeit, als es mir möglich, re-

den kann, aber sicherlich gibt es Keinen unter Ihnen, dem er wärmer, inniger am Herzen liegt. Handelt es sich doch um die Freiheit und Selbstständigkeit unserer Stadt, deren gesetzliche Vertreter wir sind.

Sie Alle, die sie hier sitzen, werden sich mit bittern Gefühlen an jene Zeit erinnern, wo die Bürgerschaft durch ein Localstatut, wie es vielleicht in keiner zweiten deutschen Stadt gefunden, unter einer Bevormundung erhalten wurde, die ihr Muster nur noch jenseits des Rheins suchte.

Sie Alle wissen, mit welcher Freude die Bürgerschaft das neue Gemeindegesetz begrüßte, das letzte Gesetz, unter welches der dahingegangene Fürst unseres Landes seinen Namenszug schrieb, und sich dadurch in dem Herzen seiner Bürger ein Monument errichtete, dauernder, als das von Stein und Erz.

Dieses Vermächtniß zu schützen und zu pflegen, es ungeschmälert uns und unsern Nachkommen zu erhalten, ist unsere heiligste Pflicht, und eine Aufgabe, die ganz insbesondere uns, den Vertretern der Stadt, obliegt.

Zeigen wir denen, welche uns dieses Gut, diese Errungenschaft einer bewegten, stürmischen, aber doch

großen und folgenreichen Zeit wieder entreißen wollen, daß wir nicht nur Freiheiten zu verlangen, sondern sie auch zu bewahren und zu pflegen verstehen! Weisen wir jeden, auch den geringsten Eingriff in unsere Rechte zurück, mit aller jener Ruhe und Entschiedenheit, welche uns das Bewußtsein verleiht, auf dem Boden des Gesetzes zu stehen.

Bei dem jüngsten Brandunglücke sind Scenen vorgefallen, haben sich Auftritte ereignet, welche nur zu deutlich zeigen, wie sehr von einer Seite her, von der man am Allermeisten die genaueste Befolgung der gesetzlichen Vorschriften und der Ordnungen dieses Landes erwarten sollte, dieselben übertreten, geradezu mißachtet werden.

Es ist Ihnen Allen bekannt, wie es in dem Paragraphen 66 unserer Gemeindeordnung heißt: die alleinige und ausschließliche Ausübung der Polizeigewalt innerhalb der Stadt und des städtischen Weichbildes steht dem Stadtrath zu, insbesondere liegt demselben auch die Leitung aller Rettungsanstalten bei Brandunglück und andern derartigen Ereignissen ob, und kann ein Eingriff einer herzoglichen Behörde nur erst auf ausdrückliche Requisition Seitens des Magistrats erfolgen. Trotz

alledem sind in den jüngst verflossenen Tagen verschiedene eclatante Uebertretungen und Verletzungen dieses Gesetzes vorgekommen. Und von wem? Von Beamten, die doch durch die strengste Gesetzlichkeit den übrigen Bürgern voranleuchten sollten.

Ich sehe Zweifel und Mißtrauen in den Mienen Einiger. Wohlan, so will ich Ihnen Namen nennen, will ich Ihnen Thatsachen und Beweise dieser Thatsachen vorlegen. Die Wunde, die der Herr Stadtrath Werner am Kopfe empfangen, ist die Folge eines solchen ungesetzlichen, eigenmächtigen Verfahrens. Der Urheber desselben ist der Herr Kreisrath Benno von Spitzkopf. Er ist es, der nicht nur am letzten Freitags-Brande, sondern schon vorher, zu wiederholten Malen die Leitung der Löschanstalten eigenmächtig an sich gerissen, und dadurch heillose Verwirrung angerichtet hat.

Die Feuerwächter haben kaum einen Brand signalisirt, vom Thurme hat kaum das Sturmgeläute geklungen, als auch schon Herr von Spitzkopf in voller Dienstuniform mit Pikelhaube und Schleppsäbel erscheint, und mit Commandoruf die Löschmannschaften bald dahin, bald dorthin dirigirt. Nun gut, ich finde diesen Eifer des Herrn Kreisraths, sich

nützlich zu machen, an und für sich sehr löblich, aber er soll den Eifer nur da anwenden, wo er seine gesetzliche Berechtigung hat. Aber seltsamer Weise scheint sich der Herr Kreisrath nur da nützlich machen zu wollen, wo man ihm für seine Aufopferung wenig dankbar ist. Als vor einigen Monaten zu gleicher Zeit in hiesiger Stadt, und in dem benachbarten Dorfe Broselwitz Feuer ausbrach, da war der Herr Kreisrath von Spitzkopf nicht in dem brennenden Dorfe, wohin ihn seine Dienstpflicht rief, sondern in hiesiger Stadt. Es steht mir nun zwar keineswegs zu, dem Herrn Kreisrathe von Spitzkopf hinsichtlich der Befolgung seiner dienstlichen Instruktionen Vorwürfe machen zu können, durchaus nicht! Allein als Mitglied des Gemeinderaths bin ich nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, solchen Einmischungen entgegen zu treten.

Freilich — und ich füge dies mit aufrichtigem Bedauern hinzu — würde sich der Herr Kreisrath nie eine solche Eigenmächtigkeit erlauben, wenn der Herr Bürgermeister ihn von vornherein mit der gebührenden Energie zurückgewiesen hätte. Leider war dies nicht der Fall."

Möhring hielt hier, einen Augenblick Athem

schöpfend, inne und der Bürgermeister machte einen mühseligen, aber vergeblichen Versuch, ein paar Worte zu seiner Vertheidigung zu sprechen. Wenn nur das verwünschte Pflaster an der Lippe nicht gewesen wäre!

Dann fuhr der Sprecher fort:

„Meine Herren, wir sind nicht hier, um uns gegenseitig Komplimente zu sagen, wir sind hier, um die Interessen der Bürgerschaft, die ja auch die jedes Einzelnen sind, wahrzunehmen. Ich hoffe, daß die Zeit der „Jabrüder“ und Nicker für immer vorüber und daß auch ein rauhes Wort, wenn es sonst nur wahr ist, hier in diesem Raume eine Stätte finden wird. Ich stelle daher an das Collegium den Antrag:

„„Im Vereine mit dem Stadtrathe, bei dem Staatsministerium über die mehrfachen Uebergriffe des Kreisraths von Spitzkopf Beschwerden zu erheben, und um Abstellung dieser Uebergriffe zu ersuchen und zweitens:

„„Gegen den Herrn Bürgermeister die Erwartung auszusprechen, daß derselbe während der Zeit

seiner, noch bis Ende December dauernden, Amtsführung die Interessen der Stadt mehr wahre, als es bis jetzt der Fall gewesen.""

Hatte schon Möhrings Rede den lebhaftesten Eindruck unter den Zuhörern und den Gemeinderäthen hervorgerufen, so hatten diese beiden Anträge, von denen der letzte ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen den Bürgermeister war, die Wirkung einer Bombe, die urplötzlich in einen Haufen ruhiger Menschen einschlägt! Der Bürgermeister schnellte mit einer convulsivischen Bewegung von seinem Sessel empor, und verlangte trotz Pflaster und belegter Stimme das Wort, zugleich bat der Assessor im Kirchen- und Schulcollegium, Doctor juris Mulks, der Führer der Regierungs-Parthei im Gemeinderathe, mit seiner scharfen, schneidenden Stimme ums Wort.

Karsten ertheilte es zuerst dem Bürgermeister. Der Vater der Stadt erhob sich, räusperte sich, hing den linken Daumen in die goldene Uhrkette, stützte sich mit der Rechten auf den grünen Tisch, neigte sein Haupt ein wenig auf die Seite, und begann mit einer Stimme, der man die Anstrengung des Red-

ners, ihr den Ausdruck gekränkter Unschuld zu geben, anmerkte, folgendermaaßen:

„Der leidende Zustand, hochverehrte Herren, in welchem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, dem Angriffe des Herrn Gemeinderaths Möhring in der Weise zu begegnen, wie ich wohl möchte. Deßhalb will ich auch nur eine persönliche Bemerkung zu meiner Rechtfertigung mir erlauben — Andern es überlassend, meine Amtsführung zu vertheidigen. Der verehrte Sprecher vor mir, hat eine Art Mißtrauensvotum gegen mich beantragt.

Meine Herren! Ich will nicht durch eine captatio benevolentiae Ihr Votum gefangen nehmen — aber ich bitte Sie, erinnern Sie sich daran, wie ich seit Jahren um das Wohl der Bürgerschaft angestrebt, und wie in diesem Kampfe meine Kräfte untergraben und tief erschöpft wurden. . . Meine verehrten Herren Gemeinderäthe und Collegen: es ist eine schmachvolle Verläumdung gegen mich in der Stadt verbreitet, die Folgen einer schändlichen Intrigue meiner Feinde und Widersacher.

Man hat gesagt," und des Bürgermeisters Stimme, die belegt und bedeckt klang, wie die eines Nachtschwärmers fibrirte, „meine Herren, man hat gesagt:

ich wäre **trunken** gewesen!" Er hielt einen Augenblick inne und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Sämmtliche Zuhörer aber harrten in gespannter, stummer Erwartung der weitern interessanten Selbstvertheidigung des Bürgermeisters; nur in den hintersten Reihen unterbrach eine näselnde Stimme die erwartungsvolle, stumme Pause.

„Der Erbfeind spricht aus ihm . . ich kenne seine Art," sprach der Hofdrechsler Frühe zu dem Hofbäcker Lecker, der neben ihm stand.

„Daß Euch ein Donnerwetter in den Magen fahren möge, mit Eurem verfluchten Erbfeinde," sprudelte giftig der Bäcker, „wenn Ihr nicht noch ins Narrenhaus kommt, so kommt Keiner mehr hinein. Aber ich sag's Euch noch einmal, laßt mich mit Eurem Erbfeinde ungeschoren, oder ich trete Euch die Hühneraugen herunter."

Der Geisterseher blickte den wüthenden Bäcker starr und stier mit seinen runden Augen an, und sprach in flüsterndem Tone: „Euch holt **er** auch noch wegen Eures Fluchens, den dort mit der goldenen Uhrkette hat er schon. Er war in den Bierfässern und Weinflaschen, die er leer trank. . . Der Erbfeind ist üb — au! au! mein Fuß."

Der Bäcker hatte seine Drohung ausgeführt. Karsten klingelte.

Wuthschäumend drängte sich der Hofbäcker durch die Menge nach der Thür zu. „Der miserable Kerl, der Frühe, läßt mir keine Ruhe mit seinem Erbfeinde,“ sprudelte er zu seinen Bekannten, „er treibt mich hinaus, ich habe mich geärgert, daß mir die Galle ins Blut getreten; na, er wird aber an mich denken.“ Und der aufgebrachte Mann stieg die Treppe hinab, und ging hinüber in die 3 Zeisige, um seinen Aerger mit Bier hinabzuspülen.

Der Bürgermeister, der sich indessen gesammelt, fuhr in wehmüthig-flüsterndem Tone fort:

„Meine Herren! Wer unter Ihnen spricht gern von Fehlern des Leibes und der Seele, die er Jahrelang den Blicken seiner Umgebung entzogen, wem wird es nicht schwer, durch den eigenen Mund Zeugniß über unsere eigene Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit abzulegen? Auch mein Geheimniß wäre mit mir ins Grab gestiegen, wenn mich nicht die bitterste Nothwendigkeit dazu zwänge, es vor Ihnen zu enthüllen.“ Und nun offenbarte er, in ähnlicher, wenn auch kürzerer Weise, wie vor einigen Tagen dem Catecheten, den überrascht dreinblickenden Ge-

meinderäthen und zuhörenden Bürgern das Geheimniß seiner Schwindelanfälle.

„Und nun, meine Herren," schloß er pathetisch, die fleischige Hand auf die schwarze Atlasweste legend, „nun meine Herren, da Sie Alles wissen, geben Sie Ihr Votum ab, und verurtheilen Sie einen Mann, der im Dienste seines Berufs invalid geworden ist. Meine Herren, ich habe gesprochen."

Es ist nicht zu läugnen: das gesammte Auditorium war in den ersten Augenblicken über diese Enthüllung so frappirt, daß eine stumme Pause eintrat.

Der größte Theil war frappirt über die kecke Komödie, die der Bürgermeister, um seiner Völlerei einen Mantel umzuhängen, aufführte. Einige wenige gläubige Naturen baten dem Bürgermeister im Stillen das vermeintliche Unrecht, das sie ihm angethan, ab, noch Andere glaubten allen Ernstes, der Bürgermeister hätte sich den Rest seines Verstandes vertrunken, und er schwatze deßhalb so blanken Unsinn und der Frühe, der Geisterseher, murmelte, indem er dabei den zufällig neben ihm stehenden Hagen mit seinen Eulenaugen starr anglotzte: „Sagt' ich es nicht, daß er die Macht über ihn hat! Schwindel! Glaubs ein Anderer, der Erbfeind ist's, der in

ihm hauset. Er würgt ihm auch noch die Seele heraus. Der Herr behüte uns in Gnaden vor ihm."

Hagen, der den Mann nicht kannte, blickte Frühe verwundert von der Seite an. Da zischelte ihm sein Hintermann, in's Ohr:

„Es ist der Hofdrechsler Frühe. Er gehört zu den Pietisten und Teufelssehern. . . . Man sagt, es wäre nicht richtig mit ihm. . . Als er in Berlin gearbeitet, ging er zu den Muckern, und in Harburg zog er mit dem heiligen Schuster herum und predigte den Frommen, daß der Erbfeind im Lande wandle. . „Wenn ich an seiner Stelle wäre," meinte flüsternd ein kleiner, gescheut aussehender junger Handwerker, „hing ich die Drechslerei an den Nagel, und ging hinüber in unser Nachbarländchen... Dort haben sie Seine höllische Majestät officiell anerkannt. . . Wer da nicht an den Teufel glaubt, wird für einen ungläubigen Heiden und staatsgefährliches Subject gehalten.. Ich glaube, der Frühe brächte es dort zu Etwas."

Indessen hatte sich unter dem berathenden Collegium das Erstaunen über des Bürgermeisters Schwindelanfälle etwas gelegt, und Möhring, der sich zu einer persönlichen Bemerkung das Wort erbeten,

fügte dieser Bemerkung nicht ohne sarkastischen Anflug bei: „Es kann nicht meine Absicht sein, dem Herrn Bürgermeister ein körperliches Leiden zum Vorwurf machen zu wollen. Zu bedauern ist es nur, daß der Herr Bürgermeister erst jetzt, beim bevorstehendem Ablaufe seiner Amtsperiode, der Bürgerschaft darüber Mittheilung macht. . . . Jedenfalls würde, wenn die Stadt Kenntniß von diesem hartnäckigen Leiden des Herrn Doctor Rothe gehabt, das Urtheil über so manches Verkommniß während seiner Verwaltung ein weniger herbes gewesen sein. Ich ziehe deßhalb meinen, auf den Herrn Bürgermeister bezüglichen Antrag, angesichts dieser seiner Erklärung, zurück. Ich wünsche nicht, daß der Herr Doctor bei seinem bevorstehenden Zurücktritt in's Privatleben mit einem Gefühl der Kränkung von diesem Rathhause Abschied nehme. . .

Meinen andern, auf das Benehmen des Herrn Kreisraths bezüglichen Antrag halte ich jedoch überall aufrecht."

„Bürgermeister! Bürgermeister! Welche Grube hast Du Dir selbst gegraben!" tönte es in des unglücklichen, wie eine Salzsäule, steif und starr dasitzenden Mannes Innern.

Offen, und vor aller Welt hast Du erklärt, daß Du ein Invalide, und kann ein solcher ferner Bürgermeister, Vater der Stadt sein? Hast Du Dir damit nicht selbst alle Aussicht auf eine Wiederwahl abgeschnitten? So klagte sich der Doctor selbst an, und über seine bepflasterte Lippe glitt der Spruch des Dichters:

Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdin!

Während so der bedauernswerthe Mann, den Charakterschwäche, Neigung zum Trunk und zur liederlichen Lebensweise an den Rand des Verderbens geführt, über sein Verhängniß brütete, hatte sich der Assessor Doktor Mulks erhoben.

„Mir däucht, als befänden sich manche der Herrn Mitglieder dieses Collegiums auf einem sehr bedenklichen und abschüssigen Pfade. . . Es sind vorhin Worte über einen Staatsbeamten in diesem Zimmer gesprochen worden, von denen es besser, daß sie nicht über den Zaun der Zähne gekommen. Die Art und Weise, wie Herr Möhring sich über den Herrn Kreisrath von Spitzkopf geäußert, ist nicht eine solche, daß dadurch die in den letzten Jahre, so tief erschütterte

Autorität der Staatsgewalt erhöht werde. Dies Collegium möge sich hüten, den Kreis seiner Befugnisse und Rechte zu überschreiten. Ein städtisches Collegium hat sich nur mit den Interessen der Stadt zu beschäftigen, eine Kritik über Handlungen der Staats-Gewalt, oder deren Vertreter steht ihm in keiner Weise zu. Der Staatsregierung steht als solcher die Ober-Polizeiherrliche-Gewalt zu; wenn sie mit Ausübung derselben den Herrn Kreisrath von Spitzkopf betraut, so glaube ich kaum, daß der Magistrat das Recht hat, sich über eine solche Ausübung derselben zu beschweren. Nochmals, meine Herren, lassen Sie sich durch solche Reden und Anträge, die nur zu sehr an das Jahr 48 erinnern, nicht in Ihrem Urtheil beirren, und vor Allem hüten Sie sich, sich durch derartige Beschlüsse von dem Pfade der Gesetzlichkeit, auf den der Auflehnung leiten zu lassen.

„Ich stimme für Ablehnung des Möhring'schen Beschwerdeantrages." Diese scharf und nicht ohne energischen Ausdruck gesprochenen Worte des Assessors Mulks, erzeugten einen tiefen Eindruck im Collegio.

Der blasse, ängstliche Stadtschreiber rieb sich ver-

legen die Hände und putzte sich die Brille, während die Stadträthe mit ernsten Mienen zusammen flüsterten. . . .

Karsten nahm jetzt das Wort:

„Ich ersuche den Herrn Stadtrath Birnbaum indessen den Vorsitz zu übernehmen.“

„Der Herr Assessor Mulk's,“ begann er, „hat das Collegium vor einem abschüssigen und bedenklichen Pfade gewarnt. Er hat von einem Ueberschreiten unserer Befugnisse, von einer Oberpolizeiherrlichen Gewalt, von einer Auflehnung gegen die Staatsregierung gesprochen, und schließlich den Gemeinderath zur Ablehnung des Möhring'schen Beschwerde-Antrags aufgefordert.

In der That: schwere Vorwürfe, wenn sie begründet wären. . . Unsere Zeit ist uns indessen zu sparsam zugemessen, und noch stehen zu viele Gegenstände auf der Tagesordnung, als daß ich es wagen dürfte, die Behauptungen des Herrn Assessors Punkt für Punkt zu widerlegen. Nur das eigentliche Fundament seiner Aufstellungen will ich angreifen. Der Herr Assessor spricht von einer Oberpolizeiherrlichen Gewalt der Staatsregierung, mit

deren Ausübung sie den Herrn Kreisrath betraut, und sucht dadurch dessen Benehmen zu rechtfertigen. Der Herr Assessor warnt ferner vor dem bedenklichen und abschüssigen Pfade, ich aber warne Sie, sich durch derartige Worte und Begriffe, wie: Oberpolizeiherrliche Gewalt des Staates in Ihrem Urtheile beirren zu lassen.

Man ist in den letzten Jahren auf beiden Seiten, zur Rechten, wie zur Linken, sehr rasch mit der Aufstellung solcher vager Begriffe gewesen. . Wenn irgend wo, so läßt sich hier des Dichters Wort anwenden: Wo die Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein! Ich bitte Sie, meine Herren, prüfen Sie doch ein Mal den Begriff: von der Oberpolizeiherrlichen Gewalt des Staates, von der Herr Assessor Mulks gesprochen, in der Anwendung auf diesen vorliegenden concreten Fall. . .

Was ergibt sich?

Unser Gemeinde-Gesetz bestimmt mit klaren Worten, daß die Ausübung der Polizei-Gewalt dem Stadtrath obliegt. Es bestimmt, daß bei Feuersgefahr und ähnlichen Unglücksfällen die Leitung der

Rettungs- und Löschanstalten lediglich dem Magistrat zusteht. . .

Trotz alle dem maaßt sich Herr Kreisrath von Spitzkopf die Ausübung dieser Befugnisse an, und da Herr Möhring deshalb einen Beschwerdeantrag stellt, warnt Herr Doktor Mulks den Gemeinderath und sucht des Herrn Kreisraths Benehmen durch die „Oberpolizeiherrliche Gewalt" zu rechtfertigen. . .

Ich kenne nun wohl eine Oberhoheit des Staats, ein dominium, aber eine Oberpolizeiliche Gewalt in dem Sinne des Herrn Assessors, ist ein Begriff, der mir bis jetzt fremd.. Ich wäre begierig das Staatswörterbuch kennen zu lernen, dem der Herr Assessor diesen Begriff entnommen.

Wir haben Vieles in der Neuzeit erlebt, aber ich glaube, daß selbst ein berufener Mann der Umkehr, den die Erfolge eines Rotteck, Welker nicht schlafen lassen, diesen Begriff nicht in sein Staats- und Gesellschaftslexikon aufnehmen wird... — Denn wozu dann noch Gesetze, gesetzliche Bestimmungen, wenn dieselben jeden Augenblick durch den Be-

griff des Herrn Assessors „von der Oberpolizeiherrlichen Gewalt" überflüssig gemacht werden?

Doch was bedarf es noch der Worte, die innere Haltlosigkeit dieser Behauptung springt jedem Unbefangenen sofort in die Augen.

Daß es aber an der Zeit ist, daß sich die städtischen Behörden gegen derartige Uebergriffe regen, daß es an der Zeit, ein ernstes, dringendes Wort an das Staatsministerium um Abstellung dieser Eingriffe zu richten, das will ich Ihnen noch durch ein anderes Factum, das sich dieser Tage ereignet, beweisen.

In unserer Stadt lebt ein Mann Namens Berg, ehemaliger Artilleriehauptmann der Schleswig-Holsteinischen Armee. Dieser Mann erwirbt sich seinen Unterhalt durch Privat-Unterricht. Sein Wandel war der eines Ehrenmannes und es ist, wie ich vom Herrn Stadtschreiber erfahren, auch nicht die leiseste Klage über ihn erhoben worden. Mir, der ich ihn persönlich kenne, ist er stets als ein Mann erschienen, der alle Achtung verdient, um so mehr, als er mit Muth und Würde gegen das widrige Geschick ankämpft, unter dem er nach Auflösung der tapfern Arme der Herzogthümer zu leiden hat.

Nun, dieser Mann, dessen Legitimationspapiere in vollkommenster Ordnung, der also auch in formeller Beziehung den gesetzlichen Bestimmungen Genüge geleistet, dieser Hauptmann Berg, dem von dem Magistrate die Erlaubniß zum beliebigen Aufenthalte ertheilt worden, dieser Mann ist am Sonnabende durch eine Ordre des Herrn Kreisraths von Spitzkopf ausgewiesen worden.

Was sagen Sie, meine Herren, zu diesem Ausfluß der oberpolizeilichen Gewalt?"

Diese, den meisten Gemeinderathsmitgliedern und selbst den drei Stadträthen unbekannte, Ausweisung erzeugte einen tiefen Eindruck.

Einige nicht sehr schmeichelhafte Bemerkungen über Herrn von Spitzkopf wurden laut. Selbst der Assessor Mulks schüttelte leise den Kopf, und murmelte etwas von „nicht ganz in der Ordnung." Ueber des Bürgermeisters düstere Züge aber flog ein heller Schein. Das war eine Gelegenheit, wo er seine Reputation wieder in etwas herstellen konnte. Wußte er doch, daß der Schulrath seinem Schwager ohnedies nicht sehr hold, und gab es eine günstigere Gelegenheit, den Kreisrath und seine Pro-

tegés die zukünftigen Bürgermeister- und Stadtraths-Candidaten mißliebig zu machen, und sich zugleich wieder mit dem Scheine der Freisinnigkeit zu umgeben?

Mit einer Geste, die an das imponirende Wesen seiner früheren Zweck- und Festessen-Periode erinnerte, an jene Zeit, wo er der Mirabeau des Nachtisches war, erhob er sich und sprach: „Auch ich theile die Ansicht, die Herr Advokat Karsten soeben über die Ausweisung des Hauptmanns Berg ausgesprochen. Leider erfuhr ich den Vorfall erst diesen Morgen, so daß ich noch nicht Zeit hatte, diese Eigenmächtigkeit des Herrn Kreisraths zu redressiren. Meine Herren," und der Bürgermeister klopfte auf seine Brust, „so lange ich die Ehre habe, der Vertreter dieser Stadt zu sein, soll ihren Rechten und Gerechtsamen auch kein Härchen gekrümmt werden. Stets auf dem Boden des Gesetzes stehend, werde ich mit dem Gemeindegesetz in der Hand, vor seine Excellenz, den Staatsminister, treten, und ihn im Namen des verletzten Rechtes um Genugthuung bitten. Meine Herren, ich, der ich ein Kind dieser Stadt bin, werde niemals die Pflichten vergessen, die einem Vater der Stadt obliegen, und that ich es nicht immer, so wa nur mein Leiden daran Schuld."

Und mit Würde und Gravität ließ er sich in seinem Sessel nieder.

Es entstand eine augenblickliche Pause; der Bürgermeister athmete wieder etwas freier. Nach seiner Ueberzeugung hatte er die Scharte glücklich ausgewetzt, er hatte zwei Fliegen mit einem Schlage getroffen: den Kreisrath und die Gegencandidaten.

Bedauernswerther Doktor! Dein Triumph sollte nur von kurzer Dauer sein.

Der Zeugschmied Schwarz bat ums Wort.

„Ich muß bedauern, daß der Herr Bürgermeister nicht heute Morgen dieses gesetzlichen Bodens eingedenk war,“ begann Schwarz, „als er mit dem Herrn Schulrathe Mantius die Inspektion der Freischulenklassen vornahm. Den Herren Mitgliedern dieses Collegiums, denen der Vorfall noch nicht vollständig bekannt sein sollte, will ich ihn kurz mittheilen. Der Herr Schulrath Mantius kommt heute Morgen, kurz nach Beginn des Unterrichts, in Begleitung des Herrn Bürgermeisters, in die Classe des Candidaten Oppermann, um eine Art Inspection vorzunehmen. Nachdem er ohngefähr eine Viertel-Stunde dem Unterrichte beigewohnt, erklärt er dem

Candidaten, daß er ihn hiermit, und zwar auf der Stelle, von seinem Lehramte suspendire. Der Herr Bürgermeister hört dies mit an, und wenn er auch keine ausdrückliche Zustimmung ertheilte, so schwieg er doch dazu. . . Der Candidat, dadurch in der Meinung bestärkt: daß der Magistrat conform mit dem Schulrathe, hat schon unsere Stadt verlassen, um sich an einem anderen Orte eine Existenz zu gründen.

Ich richte deshalb die Anfrage an den Herrn Bürgermeister, wie er es verantworten will, daß er, ohne Zuziehung der Schuldeputation, eine Inspection der städtischen Schulanstalten gemeinschaftlich mit dem Schulrathe Mantius vornehmen konnte."

„Bevor wir auf diesen Gegenstand näher eingehen," fiel hier der Vorsitzende, Stadtrath Birnbaum, ein, „ist es wohl erst nöthig, über den Möhring'schen Beschwerde-Antrag abzustimmen."

„Ich bitte um's Wort zu einer persönlichen Bemerkung," sprach der Stadtrath Werner.

„Bevor Sie, meine Herren über den Möhring'schen Beschwerde-Antrag abstimmen, muß ich Ihnen erklären, daß ich mit demselben vollkommen überein-

stimme. Nicht etwa, um mich dafür an den Herrn Kreisrath zu rächen, sondern weil ich allerdings in solchen Eingriffen bedenkliche Anfänge erblicke, die unserm Gemeindewesen gefährlich werden können."

Es wurde zur Abstimmung geschritten. Von dreißig Gemeinderäthen stimmten zwei und zwanzig für, acht gegen den Möhring'schen Antrag.

„In Bezug auf die Berg'sche Angelegenheit," fuhr der Vorsitzende fort, „liegt kein specieller Antrag vor, es wird genügen, wenn der Herr Stadtschreiber in das Protokoll die Erklärung aufnimmt: Bürgermeister und Stadtrath würden in dieser Sache Recurs an das Ministerium ergreifen. Was nun die jedenfalls illegate Suspension des Herrn Candidaten Oppermann anlangt, so —." Ein dumpfes Geräusch unterbrach ihn. Erschrocken sprangen die Nächstsitzenden auf, um den Bürgermeister, der rücklings vom Stuhle fiel, aufzufangen. Das ganze Collegium gerieth in Bewegung, und umdrängte den, aus leichter Stirnwunde blutenden Doktor, der steif und starr in dem Arme eines ärztlichen Mitgliedes lag.

Dieses mal war es keine Komödie, die der Dok-

tor Rothe spielte, keiner jener Schwindelanfälle, von denen er soeben erzählt hatte; sondern ein wirklicher, wenn auch leichter Schlaganfall, der den vollblütigen Mann, dessen Blutgefäße, durch den starken Bier- und Weingenuß übermäßig angefüllt waren, in Folge der heftigen, innern Aufregung überfiel.

Der Vorsitzende erklärte sofort die Sitzung für aufgehoben, und während man nach einer Portechaise schickte, um den Bürgermeister nach Hause schaffen zu lassen, entfernten sich die Zuschauer, unzufrieden mit dieser Störung der so interessanten und wichtigen Sitzung.

„Sagte ich es nicht, daß der Erbfeind die Macht über ihn hat, und ihm noch die Seele aus dem Leibe herauswürgt," murmelte der Hofdrechsler Frühe, indem er die Treppe hinabstieg, „er bringt ihn auch noch um und den Lecker dazu. Herr Gott! bewahre uns vor dem Bösen," und er bekreuzigte sich, „in alle Ewigkeit Amen."

War das ein Leben und Gedränge diesen Abend in allen Bierstuben, Gasthöfen, Kaffeehäusern, Casinos und Kellern der Stadt.

Die Wirthe, welche in Deutschland Anno 1848 unbedingt die reellsten Errungenschaften gemacht ha-

den, flüsterten verstohlen ihren Ehehälften in der Küche zu, daß seit dem Tage, wo die Nachricht von der Wahl des Reichsverwesers anlangte, nicht wieder so viel Eimer in einem Abende verzapft worden wären, und selbst Knautschenbacher, der beharrliche Feind der neuen Ordnung, der konservative Wirth „zum grünen Jäger“ meinte, als er die dichtgedrängte Schaar seiner Gäste zufrieden lächelnd betrachtete: dann und wann könne ein solcher kleiner Rummel nicht schaden, aber Anno 48 wäre es zu kunterbunt hergegangen.

Die Meinungen, die sich bei diesen Wirthshaus-Debatten kund gaben, waren sehr verschieden. Im Casino, wo der höhere Staatsbeamte den Ton angab, sprach man mit unverhohlener Mißbilligung von den subversiven Tendenzen, die sich heute so deutlich und unverhüllt im Gemeinderathe geltend gemacht, und Möhring, Karsten und Schwarz, ja selbst Werner, wurden von einigen jungen Carriere-lustigen Acceßisten und Aktuaren mit den Terroristen der Pariser Stadtgemeinde von 1792 verglichen. Im Rathskeller, wo sich die höhern Industrie-, die finanziellen Größen, die Advokaten und Aerzte bei dem Kulmbacher und Kitzinger, der Kritik der städtischen

Angelegenheiten hingaben, waren die Ansichten schon getheilter, und der Fabrikant Stift versicherte hoch und theuer: der Advokat Karsten sei ein Prachtkerl, der Schulrath Mantius aber sei ein Mucker. Bei dieser Aeußerung schlichen sich einige junge Candidaten der Theologie leise davon. Der Bürgermeister Rothe aber sei frühmorgens ein Bierfaß und Abends ein Faß Bier.

In den 3 Zeisigen, wo der mittlere, gewerbtreibende Bürgerstand zahlreich vertreten war, trank man zu Ehren Möhrings und des Zeugschmids Schwarz unzählige Dutzend Gläser Bier und der kleine, rothbäckige Posamentier Löffler ließ sich von der Begeisterung so weit hinreißen, daß er sich ans Clavier setzte und unter allgemeinem Beifalle: Schleswig-Holstein meerumschlungen" zu spielen anfing, worauf die sämmtlichen Gäste das Lied im Chorus mitsangen! Der einmal in Fluß gerathene Patriotismus beruhigte sich indessen nicht, auf Schleswig-Holstein folgte: Was ist des Deutschen Vaterland? Lützows wilde verwegene Jagd, und in dem Augenblicke, wo zwei alte, pensionirte Rechnungsräthe aus dem Casino zu Hause und an den „Zeisigen" vorübergingen, klang es auf die dunkle Straße heraus:

Deutschland, Deutschland, über Alles über Alles in der Welt, wenn es stets zu Schutz und Trutze, brüderlich zusammen hält."

„Hören Sie Herr College?" flüsterte erschrocken der Eine, indem er sich dichter in den warmen Mantel wickelte, „hören Sie, wie es da drinnen zugeht? Sie singen ein Lied von dem Fallersleben. Ganz wie Anno acht und vierzig. . . Denken Sie an mich, es geht bald wieder los . . . Dies Volk hält keine Ruhe . . . Das sind die Früchte des tollen Jahres."

„Leider, leider, Herr College," klagte der Andere, „lassen Sie uns rasch vorbei eilen. Geben Sie Obacht, es wird nicht eher Ruhe und Ordnung, bis der Rädelsführer Karsten hinter Schloß und Riegel sitzt.

Unter uns gesagt," und er neigte geheimnißvoll seinen Mund gegen das Ohr des Anderen, „der Herr Kreisrath ist einer Verbindung des Karsten mit den Londoner Flüchtlingen auf der Spur. Man will ihn neulich sogar mit einem Emissair der Propaganda, in weißem Hute und großem Barte vor dem Postgebäude. . . ."

„Nein, nein, Herr College, bedauere, daß ich

dies berichtigen muß. Der Fuchs ist zu schlau, als daß er sich so leicht fangen ließe. Der Mann mit dem weißen Hut war der Schwager Karstens der als Capitain bei der reitenden Artillerie draußen am Rhein steht, und bei der Durchreise seinen Schwager aufsuchte. Es ist ein Herr von Horst, ein sehr loyaler Mann."

„Mein Gott! Herr College, unterbrach ihn zusammenschreckend der Andere, jetzt bringen sie da drinnen ein Hoch aus auf die deutsche Freiheit. .. Großer Gott! es wird doch heute Nacht nicht schon losgehen? .. Ich weiß nicht, ich habe so ein Vorgefühl, so eine Ahnung.."

„Gute Nacht Herr College," murmelte der Andere hastig, „hier ist meine Wohnung, behüte uns der Himmel in Gnaden. . . Meine Frau wird in Aengsten sein, wo ich bleibe . . . Hoffentlich wird die Nacht ruhig vorüber gehen."

Und sie ging ruhig vorüber diese Nacht, und die andern, die ihr folgten gleichfalls. . . . Die Einzigen, die eine kleine Revolte in der bewußten Nacht verursachten, allerdings nur in dem geheiligten Raume ihrer Schlafgemächer, waren die Frauen der zu spät heimkehrenden Männer. „Ist das erhört," so

klang es hinter den Bettgardinen hervor, „so spät in der Nacht zu Hause zu kommen, und Frau und Kind aus dem Schlafe zu wecken?“

„Aber liebes Weibchen, so beruhige Dich doch, wir sprachen über die heutige Gemeinderaths-Sitzung. —“

„Und da bleibt ihr gleich selbst sitzen! Soll etwa die tolle Wirthschaft wieder losgehen, wie vor fünf Jahren, wo es immer hieß: wir beriethen über die heiligsten Interessen, wir haben eine Adresse an's Parlament entworfen. . .“

„Aber mein Gott, so sei doch nur ruhig, mein Kind, Du machst ja mehr Lärm als ich. . .“

„Soll man sich denn da nicht ärgern? Soll man da noch etwa ein Lämmchen sein und sagen: liebes Männchen, ich bin ungeheuer glücklich, daß Du so frühe nach Hause kommst? Geht nur mit Euren Interessen und Angelegenheiten, wir kennen das schon! Aber das sage ich Dir, geht diese Nachtschwärmerei wieder an, so lasse ich mich von Dir scheiden. Ein ordentlicher Mann gehört um zehn Uhr zu Hause und in's Bette, nur Bummler und Wüstlinge treiben sich so spät auf den Straßen und in den Wirthshäusern herum.“

Niedergeschmettert von dieser Strafpredigt, sucht

der spät heimgekehrte Familienvater sein Lager, um bald durch sein energisches Schnarchen von Neuem die Ruhe seiner sich grenzenlos unglücklich fühlenden Gattin zu stören. . . Doch halt! noch eine Ruhestörung kam in dieser Nacht vor, wenn auch nicht innerhalb, doch außerhalb der Stadt; am Wallthore, der Passage zum „Grünen Jäger," wo Drossel mit seinen Anhängern über des Bürgermeisters Schwindelanfälle disputirte. Himmel, war das ein Schwadroniren!

Drossel glühte, als man gegen 12 Uhr in der Nacht aufbrach, von Bier und Alteration, in Truthahns-Röthe, und des Zeugmachers Schulze Kopf war förmlich aufgequollen von Bierdunst, während des Hofschlächters Braun Wangen einer frisch gefüllten Blutwurst ähnelten. . . Nun wollte es das Verhängniß, daß vielleicht eine halbe Minute zuvor auch Pfeiffer mit seinem Anhange aus dem „Grünen Jäger" fortgegangen; dicht vor der Stadt, am Wallthore, trafen sich die beiden feindlichen Parteien. . .

„Und es muß anders werden" rief in dem Augenblick ein Anhänger Drossels, der Schneidermei-

ster Fips, vor einigen Wochen durch Dekret des Hofmarschallamts, zum Hofschneider ernannt. „Die Gesellschaft darf nicht oben auf dem Rathhaus bleiben — wir machen eine Contrerevolution.“ —

„Das ist der Fips,“ flüsterte Becker seinen Freunden zu, „warte Schneiderseele, wir wollen Dir ein Ständchen bringen,“ und mit fetter Stimme begann er.

„Und als die Schneider revol'tirt — Courage Courage!
„So haben gar grausam sie massacrirt
„Und stolz am Ende parlamentirt. —“

„Teigaffe! Niederträchtiger,“ unterbrach ihn wüthend der Hofschlächter, dem noch vom Sonnabend die Galle im Blute stak, „jetzt will ich Dich auszahlen,“ und wie Decius, stürzte er sich mitten in den Haufen der Gegner, auf den kleinen krummbeinigen, stämmigen Bäcker. . .

Der aber hatte sich vorgesehen. Mit einem Griffe packte er den Hofschlächter am Halstuche, und ehe dieser einen Hieb auf seinen kleinen untersetzten und kräftigen Feind führen konnte, hatte ihm dieser mit zwei Faustschlägen die Nase blutig geschlagen. . .

„Zu Hülfe. . . . Hülfe . . . Der Kerl würgt mich . .“ stöhnte der Fleischer und befreite sich durch einen Fußtritt von dem Bäcker, stürzte zugleich aber in den Chausseegraben hinab, in welchen ihm der wüthende Lecker wie ein Tiger nachsprang. Während sich die Beiden unten abbalgten, war auch oben auf der Landstraße die Prügelei allgemein geworden. . . Stumm und lautlos hatten sich Drossel und Pfeiffer gefaßt, jener seine Wuth an des Schnitthändlers Ohren kühlend, dieser an des Polizeiherrn Perrücke sich rächend, die er ihm sammt den letzten zehn Härchen vom Kopfe riß. An jener Pappel würgte sich Fips und Frühe, der Geisterseher, ab. „Und der Böse rang mit ihm zween Stunden, aber er besiegte ihn doch. . Hebe Dich weg, Satanas,“ stöhnte der Hofdrechsler, während Fips sprudelte: „Narr, infamer, willst Du wohl loslassen. . .“ In jenem dichten Knäul von Händen, Füßen und Leibern, konnte man keine einzige Persönlichkeit unterscheiden. Nur zuweilen tauchte, wie ein vorsündfluthliches Mammuthshaupt, des dicken Zeugmachers Kopf empor, um sogleich wieder in dem Chaos zu verschwinden. . . Ruhig beschien der Mond die, sich für das Wohl der Commune in der Mitternachts-

stunde auf der Chaussee abprügelnden ehemaligen Väter der Stadt, bis ein plötzlicher derber Platzregen, der vom Herbst-Himmel niederprasselte, die Kämpfenden auseinander und durch das Thor in die Stadt hineintrieb. . . .

Zu derselben Stunde aber, wo sich Pfeiffer gegen Drossel schlug, sprach der Schulrath Mantius, der von einer späten Unterredung, die er mit dem Staatsminister gehabt, in seine Wohnung zurückgekehrt war, zu seiner Gattin, die eben im Begriff war zu Bette zu gehen:

„Das war ein glücklicher Tag heute, liebe Natalie, ich habe diesen Abend vom Minister eine Zusage erhalten, die mir unbedingt bei der Wahl den Sieg gewinnen läßt. . . Der Minister sieht nun selbst ein, wie weit die Herren auf dem Rathhause das Ding treiben — nur Geduld, ehe ein Vierteljahr in's Land geht, wird ein anderer Wind wehen." Und er küßte die Gattin zärtlich auf ihre schönen Schultern. Es war selten, daß der Herr Schulrath so gesprächig und gemüthlich mittheilend war. Er mußte diesen Abend einen großen Erfolg errungen haben. .

Achtzehntes Kapitel.

Während sich so diese Haupt- und Staatsactionen entwickelten und Parteiungen die Bürgerschaft spalteten, während man anfing, sich zur Wahlschlacht zu rüsten, und schon die leichten Plänkler zur Eröffnung des Vorpostengefechtes erschienen: jene bekannten Inserate in dem Localblatte, welche als Führer dienen mußten, und regelmäßig mit den Worten begannen: „Mitbürger habt Acht! Wählt nur Ehrenmänner — das Wohl der Stadt hängt davon ab!" während sich also alle diese Dinge vollzogen: bereitete sich auch in den engen Lebenskreisen, einiger uns bekannter Personen, eine Entscheidung vor.

Der Conrector Brinkmann wollte Gewißheit haben, ob des Rektors schöne Tochter sein werde.

Die Liebe und die Eifersucht schärfen, wie schon von Vielen gesagt, die Augen, und so hatte auch der kurzsichtige Conrector zwischen Optativa und dem

Hauptmann eine gewisse sympathetische Verständigung bemerkt, die ihn höchlichst beunruhigte. Brinkmann hatte, außer in seinen Gymnasiastenjahren während des Tanzunterrichts, nie ein zärtliches Verhältniß mit einem weiblichen Wesen gehabt, und sein noch unberührtes Herz gerieth durch Optativa in ein Wallen, das nur der begreifen kann, der bis zu seinem fünf und dreißigsten Jahre von dem weiblichen Geschlechte nur Mutter, Tante und Schwester gekannt. . — Solche Männer können schon durch das Rauschen eines Unterrocks in heißen Gefühlstrab gesetzt werden, und ein etwas ausdrucksvoller Blick kann sie in einen Zustand zaubern, in dem sie fähig sind, die größten Dummheiten zu begehen.

Der Conrector war in Optativa bis über die Ohren verliebt; jede Annäherung des Hauptmanns an das Mädchen schmerzte seiner Seele, als würde sie mit Brennnesseln gepeitscht. Er beschloß einen energischen Anlauf zu machen, und bei dem Rektor Böhmer kurzweg um die Hand seiner reizenden Tochter anzuhalten. . . .

Der Conrector war fabelhaft couragös in dem Augenblicke, als er diesen Entschluß faßte. Noch

stack ihm der Stachel der Eifersucht im Fleische, den er sich eingestochen, als er einen gewissen Blick bemerkte, mit dem Fräulein Optativa dem Hauptmanne zugeblinzelt, und wahrhaftig, hätte der Conrector, als er jenen Entschluß faßte, nicht schon im Bette gelegen, wäre es nicht schon Nachts ein Uhr gewesen, zu einer Zeit, in der man schicklicher Weise nicht um die Hand eines Mädchens werben kann — er wäre auf der Stelle zum Rector gelaufen.

Da dies aber eben nicht ging, sagte er sich: „Morgen,“ wendete sich auf die andere Seite und schlief ein, von ihr träumend. Der Morgen kam. Es war noch dazu ein Sonntags-Morgen, so recht wie geschaffen zu solch feierlicher Handlung. Das Erste, was dem Conrector, als er aufstand, einfiel, war sein nächtlicher Entschluß.

Aber merkwürdig! in demselben Augenblicke fühlte er auch zugleich ein gewisses fatales Unwohlsein, ein nicht Disponirtsein, das ihn seine Werbungsvisite wieder auf morgen verschieben ließ.

„Ich werde mich in der kühlen Herbstnacht beim Nachhausegehen erkältet haben,“ sprach er und hustete. Aber dieser Husten klang so rein und hell,

daß nicht eine Spur von Katarrh daran zu erkennen war.

„Oder sollte es von dem Malinverno-Punsche sein, den ich gestern bei Gerold's getrunken? . . . Ja, ja, davon wird es kommen. Nun, verschieben wir es auf morgen."

Und damit setzte er sich an den Schreibtisch, um seinen ersten Nachtrag zur Biographie seines Dichters aus der Cremper Marsch, des Zacharias Schnarrs, zu vollenden. Er hatte diesem Nachtrage den Titel:

„Des Dichters erste Hirtenjahre."

gegeben, und darin mit einem großen Aufwande von Scharfsinn nachgewiesen, daß die Entstehung jenes berühmten Liedchens:

Goes op de Deel
Gannert dabie,

unstreitig in jene Zeit fallen müsse, wo der Natursänger Zacharias als Gänsejunge, die ersten schüchternen Schritte auf der dichterischen Laufbahn wagte.

Die betreffende Stelle möge hier einen Platz finden, zumal sie auch als Beweis gelten kann, wie sehr der Conrector des Ehrendiploms würdig, wie fein er in seinen Beobachtungen und Schlüssen war.

„Professor Fretzdorf,“ so lautete die Stelle, „hat zwar in Nro. 4 des „kritischen Wochenblattes für deutsche Literatur“ behauptet: sämmtliche Dichtungen Schnarrs trügen den Stempel der Reife so deutlich an der Stirne, daß man annehmen müsse, sie wären sammt und sonders der Ausfluß eines geläuterten, in sich harmonisch zum Abschluß gekommenen, und von dem Bewußtsein einer höhern Weltanschauung durchdrungenen Wesens — allein wir müssen einer solchen Ansicht entschieden widersprechen. Gerade bei diesem Dichter tritt der Entwickelungsgang, treten die Stufenjahre am schärfsten und ausgeprägtesten hervor. Es ist uns unbegreiflich, wie Professor Fretzdorf, der gewiegte und feine Literaturhistoriker, dies übersehen konnte. Das Lied „Goes op de Deel“ gehört unstreitig der frühesten Periode seiner Entwickelung an. Will man Gründe dafür? Jeder wahre Dichter, jeder Dichter von Gottes Gnaden, und daß Zach. Schnarrs ein solcher ist, wird nicht einmal der anonyme sauertöpfische Kritiker des „Allgemeinen Literaturblattes,“ der so wegwerfend über die plattdeutsche Dichtung, und über ihre Berechtigung neben dem Hochdeutschen, urtheilt, abzustreiten wagen, jeder wahre Dichter, wiederholen

wir, nimmt seine Stoffe, die er poetisch behandeln, dichterisch erklären will, aus dem eigenen Selbsterlebten, aus seiner Umgebung, aus den Gestaltungen der Wirklichkeit, die ihn umringen. Wir wissen nun, daß Hans Zacharias Schnarrs im 14. Lebensjahre Gänsehirt wurde. Ist es nun nicht selbstverständlich, daß er seine dichterischen Stoffe aus dieser schnatternden, flügelschlagenden, langhalsigen Federviehwelt holte?

Vergegenwärtigen wir uns die Situation: der hochpoetische, reich begabte Hirtenknabe liegt auf der Wiese, unter einem alten Weidenbaume. Die eine Hand stützt den Kopf, während die andere eine selbstgefertigte Schalmei hält. Um ihn herum flattern und schnattern die, seiner Obhut anvertrauten, Gänse, bald träumerisch auf einem Fuße stehend, wie es diesem Geschlechte eigen, bald ein junges Pflänzchen wegraspelnd, bald wieder die langen Hälse, schnatternd und flügelschlagend, in die Luft hinausstreckend.

In der Brust des jungen Dichters ringen noch die unklaren, verworrenen Bilder und Ideen nach lebensfrischer Gestaltung. Wie jede ursprüngliche Poeten-Natur treibt es ihn, zu singen und zu

dichten, und plötzlich kommt Klarheit in die dunklen, verworrenen Bilder und Gestalten und die schöne, einfache Dichtung:

„Goes op de Deel
Gannert dabie.“

welche uns mit solcher Gegenständlichkeit, trotz der subjectiven Motive, die das Lied geboren, eine Scene aus dieser schnatternden Vögelwelt schildert, ist das Resultat dieser dichterischen Geburtswehen. Sollen wir bei dieser Gelegenheit noch darauf hindeuten, daß Hans Zacharias Schnarrs, der, wie nun von uns mit unumstößlicher Gewißheit festgestellt, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts lebte, in diesem Gedichte als Begründer jener realistischen Richtung erscheint, welche jetzt in unserer Literatur mit Recht so glänzende Triumphe feiert?

Wie abgelauscht der Wirklichkeit, wie fein diese Zeichnung des Thatsächlichen.

„Goes (Gans) op de Deel
Gannert (Gänserich) dabie.“

Wer sich jemals mit den Eigenthümlichkeiten dieser schnatternden Gänseheerden, die unsern Angern ein so belebtes, heiteres Ansehen verleihen, beschäftigt, wer das Treiben, Leben und Lieben dieser

Thiere belauscht, wer mit einem Worte in dieser befiederten Welt zu Hause ist, wird wissen, wie die Gans auf der Weide stets ihren männlichen Begleiter, den Gänserich, zur Seite hat. Eine rührende Anhänglichkeit, die diese Thiere auszeichnet, und von der zu wünschen, daß wir sie in gleichem Maaße bei einer Gattung Geschöpfen von ungleich höherer Organisation, antreffen möchten. Der Dichter hat dies mit seiner realistischen Anlage sofort bemerkt — wozu er allerdings auch in Folge seines Berufs die genügende Muße hatte — und uns die Eigenthümlichkeit in den Worten:

„Goes op de Deel
Gannert dabie."

eben so wahr, als reizend geschildert. Auch in seinen spätern Dichtungen, besonders in denen, in welchen er das winterliche Stillleben des Rindviehs in den Ställen schildert, macht sich dieser derb realistische Zug geltend, und wir glauben daher, keinen Fehler zu begehen, wenn wir in Hans Heinrich Zacharias Schnarrs den Vorläufer, beziehentlich Begründer der realistischen Richtung unserer modernen Poesie begrüßen. Daß sein reizendes Gedicht, „Was sich die Ochsen im Kuhstalle erzählen," eine

Episode aus dem Idyll: „das winterliche Stillleben des Rindviehs," jetzt, nach funfzig Jahren, eine Menge mehr oder minder guter Epigonen gefunden, wird Jeder, der sich auch nur ganz oberflächlich um die Erscheinungen der modernen Literatur kümmert, wohl schon bemerkt haben."

So viel aus dieser Arbeit Brinkmanns, welche bei ihrem Erscheinen in dem „Kritischen Wochenblatt" große Aufregung unter den Literaturfreunden hervorrief. Die Arbeit beschäftigte ihn den ganzen Sonntag, und Abends ging er zu Gerold's, wo er jedoch Optativa heute nicht traf. Ein sehnsüchtiges Gefühl durchzog seine Brust, und mit dem ernsten Vorsatze, am nächsten Tage beim Rektor um Optativa anzuhalten, ging er nach Hause.

Erfüllt von diesem Vorsatze, ging er am andern Morgen in seine Klasse.

Der Unterricht hatte kaum begonnen, als sich in dem Gymnasialgebäude die Nachricht von dem traurigen Ende des alten Sprachlehrers verbreitete.

Ohne mit Dubois besonders befreundet zu sein, verstimmte die Nachricht den Conrector sehr. Der Alte war doch ein College von ihm gewesen, und die Art und Weise seines Todes, sowie die Vor-

gänge dabei so trübselige, daß ihm alle Freiersgedanken aus dem Sinne schwanden. Auch den Rector hatte der Vorfall heftig alterirt, und obgleich kein besonderer Freund vom Geben, unterzeichnete er sich doch auf der Subscriptionsliste, welche Möhring und Karsten noch an demselben Tage, zum Besten der Hinterlassenen in Umlauf setzten, mit Zwanzig Thalern. Auch der Justizrath Hahn, der Flüchtlingsbettler, figurirte mit 10 Thlr. auf der Liste und so manche Andere, die, als sie die Kunde erfuhren, ausriefen: „Herr Gott! Wenn wir doch das gewußt hätten, wir hätten ihm ja gern helfen wollen . . . Wer konnte auch so etwas ahnen und, daß es so traurig mit dem Manne stand," und gerührt zeichneten sie ein oder zwei Thaler. Auch der Conrector zeichnete, aber aus wirklicher Theilnahme am Geschicke der bedauernswerthen Familie . . . Mit seiner Werbung war er aber noch keinen Schritt weiter. Es schien, als waltete ein widriges Verhängniß über seiner Liebe.

Unzufrieden mit sich selbst und mit dem Geschicke, bestimmte er sich nun unabänderlich den Tag nach dem Begräbnisse des alten Dubois zum Werbetage.

„Ist der alte Mann erst ein Mal unter der

Erde," sprach er für sich, „so wird sich auch die Verstimmung des Rectors heben — Zeit habe ich auch nicht mehr zu verlieren, denn mir däucht, wenn ich nicht eilig bin, macht mir das Schicksal einen Strich durch die Rechnung."

Dienstag in der Frühe, es war ein naßkalter, nebliger Morgen, wurde der alte Dubois begraben.

Es war noch dunkel, als der Sarg in den Leichenwagen gehoben wurde, und der Zug sich nach dem Friedhofe in Bewegung setzte. Die Sterne standen bleich am Morgenhimmel, später zog trübes Regengewölk auf, und feiner Regen rieselte nieder. Trotzdem, daß die Beerdigung in aller Stille geschah, war das Geleite kein geringes.

Außer Hagen, Karsten und Möhring, hatte sich noch eine Anzahl Bürger dem Zuge angeschlossen. Auch sämmtliche Lehrer des Gymnasiums und der städtischen Schulen, erwiesen ihrem ehemaligen Collegen die letzte Ehre. Nur Schamvogel und zwei andere junge Candidaten fehlten.

„Es ist gegen meine Grundsätze," hatte Schamvogel geäußert, „einem Selbstmörder die Ehre zu

erweisen, die nur Dem gebührt, der auf ein christliches Begräbniß Anspruch hat. Möge der Himmel ihm gnädig sein und seine Sünde verzeihen, ich aber kann ihm, der in seinen Sünden dahin gegangen, nicht das letzte Geleit geben."

Zwischen Karsten und Hagen gingen die beiden ältesten Kinder des Alten. Sie weinten so bitterlich, daß es allen Anwesenden das Herz zerschnitt.

Die andern Kleinen waren zu Hause geblieben. Neugierig und verwundert blickten die Jüngsten auf die vielen fremden, schwarzen Leute, die den Sarg hinuntertrugen, und das kleine Klärchen frug: „Mutter, wo tragen die Männer den Großvater hin? Warum schläft Großvater immer in dem schwarzen Bette, und warum kommt er nicht zum Kaffee?" Ein Geistlicher begleitete den Sarg nicht.

Tags zuvor war darüber eine Synode des Kirchen- und Schulcollegiums abgehalten worden. Ein Mitglied warf die Bemerkung hin: Ob man in Berücksichtigung der eigenthümlichen Umstände, da doch eine Art Geistesstörung bei dem alten Dubois anzunehmen, nicht eine Ausnahme machen dürfe? Aber der Schulrath Mantius entgegnete darauf: „Ich

glaube, daß es einen schlimmen Eindruck machen, wenn gerade bei diesem Fall eine Ausnahme gemacht würde. Im Interesse der vor Kurzem eingeführten Kirchenzucht, muß ich der eben geäußerten Meinung ganz entschieden entgegentreten. Die Frau Regentin," fügte er bedeutungsvoll hinzu, „würde eine solche Abweichung mit entschiedener Mißbilligung aufnehmen!"

Auf eine solche Aeußerung des einflußreichen Mannes fand es keines der andern Mitglieder für räthlich, einer andern Meinung zu sein.

„Wahrscheinlich," sagte Hagen, „ruht er eben so gut, als wenn das ganze Consistorium mitgegangen wäre."

Als man den Sarg in die Grube senkte, hörte es auf zu regnen, und ein lichter, warmer Sonnenstrahl, der erste dieses Tages, brach durch das Gewölk und erhellte die tiefe, dunkle Grube. Die Leidtragenden entblößten ihre Häupter, und während sich der Sarg in die Gruft senkte, bewegten ernste, erhabene Gedanken und ächt-christliche Gefühle die Seelen dieser Männer.

Mancher Feldmarschall, Minister und General-superintendent wird zu Grabe getragen, ohne daß die Brust der Leidtragenden von jener Rührung bewegt ist, wie es bei dem Begräbnisse dieses Selbstmörders war. Nun drei Hände voll Erde auf den Sarg und dann verließen die Männer den Friedhof.

Unter ihnen auch zwei Polizeiofficianten des Kreisraths, in dunkler Civilkleidung.

Schippmann hatte Herrn von Spitzkopf hinterbracht, Hagen und Karsten seien gesonnen, das Begräbniß zu einer Demonstration zu benutzen und Willens am Grabe aufregende Reden zu halten. In diesem Falle hatten die Officianten die Instruction, hindernd einzuschreiten. Es wurde indessen weder demonstrirt, noch wurden aufregende Reden gehalten.

Die beiden Sicherheitsbeamten waren selbst ergriffen von dem traurigen Akte, und der Eine flüsterte dem Andern zu: Es ist mir gerade so ums Herz, als damals, da mein Bruder begraben wurde.

„Sehen Sie die beiden Officianten dort?“ frug Möhring Hagen.

„Die beiden Männer in den dunkelblauen Röcken?“

„Dieselben.“

„Was ist mit ihnen?“

„Es sind Officianten des Kreisraths?“

„Wie kommen sie hieher?“ frug Hagen, „gehört die Aufsicht bei Begräbnissen ins Ressort des Kreisraths.“

„Durchaus nicht. Es ist eine rein städtische Polizeisache. Aber Sie wissen doch nun, wie die Dinge in der Beziehung hier stehen.“

„Leider wissen wir das,“ fiel Karsten hier ein.

„Ich denke,“ warf Hagen hin, „daß sich dies mit der Zeit auch ändern soll.“

„Was würden Sie in diesem Falle, wenn Sie Bürgermeister wären, thun?“ frug Möhring.

„Was ich thun würde?“ entgegnete Hagen. „Ich würde das städtische Polizeipersonal instruiren, bei derartigen Gelegenheiten streng die äußere Ordnung zu handhaben.“

„Ganz gut,“ sagte Karsten, „aber gesetzten Falls, der Kreisrath wäre so collegialisch wie heute, und schickte seine Officianten und es käme nun irgend eine Störung der Ordnung vor, welche das Einschreiten der Polizei erforderte, die Officianten des

Kreisraths schritten ein — wie würde Sie sich dem gegenüber verhalten?"

„Vor der Hand würde ich mir als Bürgermeister und Inhaber der städtischen Polizeigewalt selbst Recht schaffen."

„Nun? Ich bin gespannt?" rief Karsten.

„Ich würde meinen Polizeiofficianten den gemessenen Auftrag ertheilen, Jeden zu verhaften, der sich die Ausübung einer Amtsbefugniß, die ihm gesetzlich nicht zusteht, anmaaßt. Dadurch würde ich eine richterliche Entscheidung dieses Conflicts provociren, und wie diese bei dem klaren Wortlaut des Gesetzes ausfallen müßte, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft!"

„Das läßt sich hören," meinte der Advokat. „Das ist ein Einfall, auf den ich noch nicht gekommen bin. . . Wetter, Sie haben große drastische Mittel im Hintergrunde.

O das Gesicht, Herr, möchte ich sehen, das Herr von Spitzkopf schneiden würde, wenn ihm ein geflügelter Bote die Nachricht brächte:

„Herr, sie haben Eure getreuen Diener arretirt und ins Loch gesteckt."

„Uebrigens muß ich Ihnen gestehen," sprach Ha-

gen, „daß ich mit der Ansicht des Kreisraths über die Unzweckmäßigkeit oder das Unpassende aufreizender Reden am Grabe übereinstimme.

Ich finde derartige Manifestationen an einem offenen Grabe unschicklich. Der, welchem hier die letzte Ruhestätte bereitet wird, hat abgeschlossen mit den Fehden und Kämpfen dieser Welt. Warum über seinem letzten Schlummerplatze die Leidenschaften des Hasses und des Streites wach rufen?

Der Friedhof gehört den Todten! Haben wir nicht den Markt, die Rathsversammlung, die Tribünen? Sie sehen, ich bin auch ein wenig Gefühlspolitiker, meine Herrn," schloß er leise lächelnd, indem er den Freunden die Hände zum Abschiede reichte.

Brinkmann ging in seine Classe, wo er Cäsars Bellum civile mit seinen Tertianern las, dann ging er nach Secunda, um mit den Schülern Virgils Aeneïde zu tractiren und dann eilte er nach Hause.

Hier fand er ein Billet des Rectors vor.

Eilig erbrach er es und las:

Geehrter Herr Kollega!

So eben vom Leichenbegängnisse zurückgekehrt, theilte mir Herr Dr. med. Brenner im Auftrage unseres Collegen, des Professors Krafft, mit: daß er, der Professor, an einem hartnäckigen Halsübel nicht unbedenklich erkrankt, deshalb unfähig sei, das Programm für die Schul-Feier des Reformationsfestes zu vollenden. Die Arbeit trifft demnach Sie, verehrter Herr College. Wie mir College Krafft neulich mitgetheilt, behandelte er in seinem Programm das Thema:

„Die Darstellung der epikurischen Theologie nebst Beurtheilung derselben vom Standpunkte der Akademie aus. Nach Cicero de nat. Deor. I. Da nun auch College Dr. Amelung in seinem letzten Programm, worin er die Frage behandelte: „Quibus rebus factum sit, ut aureae aetatis scriptores ad tantam pervenerint praestantiam“ das streng linguistische beziehentlich grammatische Element unberührt gelassen, so wäre es am Ende wünschenswerth, wenn Sie, Herr College, sich ein solches Thema wählten. Vielleicht aus der griechischen Partikellehre?

Indessen ist das nur mein unmaßgeblicher Wunsch,

der die Freiheit Ihrer Wahl nicht behindern soll und zeichne ich mit collegialischem Gruße:

Hochachtungsvoll
Chr. Böhmer, M.

Dem Conrector kam dies recht gelegen. Er verband sich dadurch dem Rector und es brachte ihn in noch nähere Berührung mit ihm. Auch der Wink über die Stoffwahl schien ihm ein günstiges Zeichen. Nicht nur der Rector, auch der Conrector hatten über die griechische Partikellehre geschrieben, dabei aber von einander abweichende Ansichten geäußert. Böhmer war darüber gewaltig in Harnisch gerathen, und hatte in seinem nächsten Programm diese Aufstellungen Brinkmanns nicht ohne einige Empfindlichkeit zu widerlegen gesucht.

Jetzt gab er nun Brinkmann selbst den Wink, ein Thema aus der Partikellehre zu wählen. War das nicht ein stillschweigendes Eingeständniß, daß sich der Rector zu Brinkmanns Ansichten bekehrt?

Brinkmann hatte zu viel philologisches Selbstgefühl, als daß er dieser Aufforderung ein anderes Motiv hätte unterschieben können. Ein weniger von sich eingenommener Mensch würde vielleicht darin

eine List gewittert haben, ihn auf's Eis zu locken, allein so Etwas fiel dem Conrector auch nicht im Traume ein.

Rasch setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb dem Rector:

Hochgeehrtester Herr Rector!

Mit dem lebhaftesten Vergnügen komme ich Ihrer Aufforderung nach und beeile mich Ihnen anzuzeigen, daß ich in dem Programme mein schon früher erörtertes Thema:

„De particularum ἄν et ἐι origine et usu disquisitio historica et grammatica weiter bearbeiten werde.

Mit der Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung und Ergebenheit Ihr

Ernst Brinkmann, Dr. phil.

Wir wollen uns nicht weiter bei der Grimasse aufhalten, die der Rector schnitt, als er dies Billet las, wenden wir uns wieder zu Brinkmann, der daheim in einem wahren Berge von Grammatiken, Programmschriften, Wörterbüchern und griechischen Klassikern saß und Böhmers Behauptungen über den Gebrauch der Partikeln mit dem Messer der Kritik

kurz und klein schnitt, so daß auch nicht ein Theilchen davon ganz blieb! Er schwelgte schon in der Vorahnung des Hochgefühls, mit dem der Rector den künftigen Schwiegersohn begrüßen, und als einen zweiten Hermann der erstaunten philologischen Welt vorstellen würde! Indessen regte sich doch, während er das kritische Henkergeschäft betrieb und unbarmherzig eine Behauptung des Rectors nach der andern hinrichtete, ein menschliches Gefühl in seiner Brust, und um dem Schwiegervater in spe wenigstens einen Tropfen Balsam auf die Wunde zu gießen, schickte er der Abhandlung eine lateinische Vorrede voraus, von der wir wenigstens die Einleitungsworte unsern philologischen Lesern nicht vorenthalten wollen.

„De particulis ἄν et εἰ“ so schrieb Brinkmann, „quum tot tamque diversae virorum doctorum*) sententiae sint propositae ut, possitne res ad liquidum perduci, paene videatur desperandum, nec tamen etc. etc.“

Brinkmann war ein fleißiger, federgewandter

*) Adnot. exempl. grat. vir ampliss. doctiss. honorab. Chr. Böhmer, rect. nost. Gymn. illust. Vid. Prog. ejus Pars I, II, III, IV et seqq. „de particulis ἄν et εἰ.“

Arbeiter und da der Stoff ihm überdies ein sehr geläufiger, so war Mittwoch Nachmittag Punkt vier Uhr seine „disquisitio historica et grammatica“ fix und fertig.

„Sat satis“ murmelte er, die Feder weglegend, und sich selbstzufrieden in den Armsessel zurücklegend.

Dann trank er Kaffee und kleidete sich so sorgfältig, wie ein großstädtischer Dandy an. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln betrachtete er sich im Spiegel, steckte sein Programm in die Tasche und ging zum Rector. Wohl klopfte ihm ein wenig das Herz, als er die Klingel zog, die Thür sich öffnete und er die steinernen Stufen der Wendeltreppe der altväterischen Rectorswohnung hinaufstieg; indessen er faßte sich und trat, wenigstens scheinbar ruhig, in das Studirzimmer Böhmers, der im Schlafrock an seinem Schreibtische saß, die lange Pfeife im Munde und an einem neuen Commentar zu Cicero's: „De oratore“ arbeitete.

„Ah!“ sagte Rector Böhmer, nach der ersten Begrüßung, „ich errathe, was Sie mir bringen Herr College . . . Es ist das Programm. Es ist mir lieb, daß Sie sobald damit zu Stande gekom-

men, ich habe heute früh den Artikel über die Schul- nachrichten vollendet; hoffentlich," fügte er mit einem gewissen Lächeln hinzu, „werden Sie bei der Arbeit mit möglichster Objectivität sine ira et studio zu Werke gegangen sein . . . „Nicht so ganz, Herr Rector," antwortete Brinkmann zerstreut, denn ihm lag die Werbung mehr als das Programm am Herzen, „indessen hoffe ich, daß meine Ansichten Ihre Zustimmung finden werden."

„Ah meinen Sie," näselte der Rector und legte seine Pfeife bei Seite, „wollen sehen, wollen sehen . . . Aber Sie wissen ja, verehrtester Herr College, tot capita, tot sensus und so ein alter Kopf wie der meinige, ist etwas hart nud zähe im Laufe der Zeit geworden . . ."

„Einer reformatio in melius indessen nie unzugänglich," meinte der Conrector, der Böhmer etwas Verbindliches damit zu sagen glaubte, „und die Wahrheit wird immer zum Durchbruch kommen" . . . Der Alte sah den Conrector frappirt an; in den Worten schien ihm eine Malice zu liegen.

Brinkmann, der im Nebenzimmer Optativa's Stimme hörte, bemerkte indessen des Rectors frappirte Miene nicht. . . . „Reformatio in melius, sagen

Sie," lächelte endlich ironisch der Rector, „hm! hm! wohl möglich. Irren ist ja menschlich; 's ist freilich mit so einer Reformation in meinen Jahren eine eigene Sache. Die Ansichten, die man hatte, sind in succum et sanguinem übergegangen und um die wieder aus dem Leibe zu treiben, ist schon eine Parforçecur nöthig . . ."

„Ja wohl, eine Parforçecur," sprach, durch das silberhelle Lachen Optativas, die sich mit einer besuchenden Freundin im Nebenzimmer unterhielt, wie durch Sirenengesang bezaubert, der Conrector.

Der Rector blickte überrascht auf und warf einen verdächtigen Seitenblick auf seinen Collegen.

„Me hercule!" dachte er für sich, während Brinkmann die Augen auf die Thür, die zum Nebenzimmer führte, geheftet hatte, „Herr Collega ist offenherzig, verwünscht offenherzig . . . man wäre fast versucht zu glauben, er käme aus einem Convivio und der Geist des Weines spreche aus ihm . . ." Der Conrector saß unterdessen in einer höchst seltsamen Situation da. Seitdem er das Lachen Optativas gehört, hatte er für des Rectors Worte kein Gehör mehr gehabt, und als derselbe jetzt schwieg,

wußte Brinkmann nicht, wie er den Faden der Unterhaltung von Neuem einfädeln sollte.

Der Rector, dem das Benehmen des Conrectors immer räthselhafter wurde, rückte leise mit dem Sessel zurück, und blickte seinen Collegen mit scheuen Augen von der Seite an . . . „Beim Zeus!“ dachte er für sich, „kann wahrhaftig aus des Collegen Brinkmann Wesen nicht klug werden. Bringt mir da das Programm und sagt mir unter der Blume Grobheiten, wie zuvor noch kein Mensch. Man könnte den Herrn Collegen für nicht recht gescheut halten, wenn . . .“

Hier unterbrach ihn in seinem Gedankengange Brinkmann, der sich endlich ein Herz gefaßt hatte, mit folgenden Worten:

„Herr Rector, darf ich sie um ein paar Worte unter vier Augen bitten.“

Der Rector riß bei dieser Frage die Augen weit auf.

„Beim Zeus, Herr College,“ näselte er erstaunt, sah sich links und rechts um und dann wieder den Conrector an, „unter vier Augen . . . dächte doch, wir wären unter vier Augen . . .“

Dem Conrector brach der Angstschweiß aus den Poren. „Entschuldigen Sie,“ murmelte er, „aber

ich bin so . . . so zerstreut; ob es von der Arbeit ist oder . . . doch, um es kurz und bündig zu sagen Herr Rector: darf ich es wagen, um Ihre Tochter zu bitten . . ."

Der Rector, der offen gestanden, noch nie daran gedacht hatte, daß Optativa einmal heirathen würde, dem überhaupt geschlechtliche Verhältnisse schon seit vielen Jahren ganz incommensurable Größen geworden, verstand im ersten Augenblicke gar nicht, was der Conrector meinte und frug ganz erstaunt zurück:

„Um was wollen Sie meine Tochter bitten, Herr College?" . . .

„Meine Frau zu werden . . ." Der Rector prallte um einen Schritt zurück.

„Ihre Frau?" . . . Dem Conrector stand der Schweiß in hellen Perlen an der Stirn . . . Diese Bewegung und dieser verwunderte Ausruf des Rectors raubten ihm den Rest seiner Contenance . . .

„Nun ja . . . meine Frau . .," stotterte er, „mein Gott, finden Sie so etwas Seltsames dabei, Herr Rector . . ."

Der Rector hatte sich indessen ein wenig von seiner Ueberraschung erholt und sich erinnert, daß

Optativa allerdings in den Jahren stand, wo die Mädchen heirathsfähig sind.

„Ah . . . Sie wollen meine Tochter zur Ehe haben," sprach er, jedoch noch immer mit einem gewissen Ausdrucke der Verwunderung im Tone.

Der Conrector nickte stumm. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Aber kennen Sie denn meine Tochter, Herr College?" frug Böhmer plötzlich, denn er kümmerte sich wenig oder gar nicht um das gesellschaftliche Treiben und die Bekanntschaften seiner Familie, und im Grunde genommen, wußte er mehr von dem Charakter der Fulvia und Julia oder Livia, als von dem Optativas.

Cicero, Sophokles, Livius, Plutarch, waren ihm ja auch bekanntere Persönlichkeiten, als seine nächsten Wandnachbarn. Ueber die Auszüge der römischen Plebejer nach den heiligen Berg war er viel besser unterrichtet, als über die Vorgänge und Geschichte der Jahre 1848 und 49, von denen er nur so viel wußte, als er in den einzigen politischen Blatte, das er las, dem „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten für Staats- und gelehrte Sachen," gefunden hatte . . .

„Ob ich Ihre Tochter kenne," wiederholte der Conrector, dem es bei dieser Wendung des Gesprächs zu Muthe wurde, wie einem Ertrinkenden, der plötzlich wieder Land unter seinen Füßen fühlt, „Gewiß kenne ich sie. Seit einem halben Jahre bin ich so glücklich, beinahe täglich im Gerold'schen Hause mit ihr zusammen zu treffen . . ."

„So? Meine Tochter geht in's Gerold'sche Haus?" unterbrach ihn der Rector, dem dies eine Neuigkeit war.

„Sie ist die intimste Freundin der Frau von Stern, der Schwägerin Herrn Gerolds . . ."

„Schau, schau," sagte verwundert der Rector, dem dies Alles lauter Neuigkeiten waren, „meine kleine Optativa hat eine Freundin, eine Frau von Stern? Also im Gerold'schen Hause lernten Sie die kleine Optativa kennen. Wer ist dieser Herr Gerold, Herr Collega? . . . Und Sie wollen sie heirathen die kleine Optativa?"

„Kleine Optativa!" rief der Conrector mit einem Anflug von Exstase, „nennen Sie diese zur herrlichen Jungfrau erblühte Mädchengestalt, die Aphrodites Zaubergürtel besitzt!... Diese grazienhafte, hohe, schlanke Erscheinung mit dem harmonischen Gliederbau —

„Modice, modice, Herr College," unterbrach der Rector diesen begeisterten Redestroms Brinkmanns, die Wände haben Ohren und er deutete auf das Nebenzimmer, in welchem Optativa war.

Der Conrector aber, einmal warm geworden, ließ in seinem Sturm nicht nach.

„Darf ich hoffen? Herr Rector . . . darf ich hoffen" und er haschte dabei nach des Rectors Hand, daß Sie mich durch ein „Ja" zu dem Glücklichsten aller Menschen machen?" . . . „Ei, ei, Herr Collega" . . . näselte Böhmer, der sich noch immer nicht in die Situation hineinfinden konnte, „es däucht mir, als ob Amor Ihnen gar gewaltige Wunden geschlagen . . ."

„So möge Hymen sie heilen," rief leidenschaftlich der Conrector und preßte seines Schwiegervaters in spe Hand, daß dieser ausrief: Beim Herkules . . . Sie drücken mir die Hand entzwei, Herr College . . ."

„Darf ich hoffen?" drängte der Conrector, der sich um jeden Preis die Braut erwerben wollte . . . „Lente, lente! Herr Collega! näselte Böhmer und befreite seine zerquetschte Hand aus der des stür-

mischen Conrectors, „sind ja, me hercule! so ungestüm wie die Freier der Penelope, Herr Collega! Werde mit meiner Frau darüber Rücksprache nehmen. Gehört in das Departement der weiblichen Angelegenheiten . . .“

„Und darf ich wenigstens auf Ihre Fürsprache bauen?“ frug der ungestüme Freier . . .

„Habe keine Einwendung gegen Ihre Person, Herr Collega, wenn meine Frau und Tochter damit zufrieden . . .“

„Oh sie werden es,“ rief freudetrunken der Conrector, „wenn sie sehen, daß es des geliebten Gatten und Vaters Wunsch. Nehmen Sie jetzt schon, verehrtester Herr Rector, meinen innigsten, herzlichsten —“

„Gratias, gratias, Herr Collega,“ sprach Böhmer, den Dankesausbruch des Conrector unterbrechend, „aber ich sagte Ihnen schon, daß dies eine Sache generis feminini ist.“

„Trotzdem meinen Dank für die väterliche Güte, mit welcher Sie meine Werbung um die Hand Ihrer reizenden Tochter aufgenommen . . . Und nun lassen Sie mich Ihnen Adieu! sagen. Mein Herz ist so voll von Glückseligkeit, das ich hinaus in die

freie Natur, in die frische Waldluft eilen muß, um die Wonne, die mich durchbebt, ausströmen zu lassen ... Und nun noch einmal meinen herzlichsten, innigsten Dank, Herr Rector“ ... „Gratias, gratias, Herr Collega,“ näselte der Rector, indem er den sich empfehlenden Conrector bis an die Thür begleitete ... „aber nur modice, modice, ich habe mich nie dieser furia amoris hingegeben. Empfehle mich, Herr Collega.“ ...

Während der Rector sich mit derselben Ruhe, als ob er eben einen Holzbauer bezahlt, wieder an seinen Schreibtisch setzte und fort fuhr, Ciceros „de oratore“ zu commentiren, eilte Brinkmann mit einem ganzen Himmel voll Seligkeit im Busen, hinaus in den Eichen-Park, wo der Schweizer-Pavillon stand ... Unterwegs stieß er auf einen Bekannten, den Doktor Augustin Schönefeld, der eben vom Pavillon kam.

„Sind Sie mit einem zweiten Ehrendiplom beglückt worden,“ rief der Redakteur des „Zeitalters“ als er das freudestrahlende Gesicht des Conrectors erblickte, „Sie blicken so selig in die Welt hinein —“

„Ich bin es, ich bin es, bester Doktor,“ jubelte

der Conrector, die Hand des Redakteur drückend, der ganz überrascht von dieser Wärme war.

„Nun?“ frug dieser gespannt.

„Vor der Hand muß es noch ein Geheimniß bleiben,“ flüsterte der Conrector, der glücklich war, wenigstens in Andeutungen von diesem süßen Geheimniß sprechen zu können, „aber bald werden Sie näheres erfahren. „O, ich bin sehr glücklich und denke es noch mehr zu werden. Aber wie geht es Ihnen, mein Bester, ich habe Sie in den letzten drei Tagen nicht bei Gerolds gesehen?“ . . .

„Offen gestanden, mein lieber Conrector,“ antwortete der Doktor Augustin, „es haben sich dort in der letzten Zeit einige Elemente geltend gemacht, die mir durchaus nicht besonders behagen. Da ist der Doktor Hagen, der hier von dem Ruhm seiner afrikanischen und asiatischen Reisen zehren zu wollen scheint und daneben sich Mühe giebt, eine Rolle als Retter des Vaterlands zu spielen, dann dieser Advokat Karsten, mit seinen politischen Rabulistereien, mit denen er keinen Hund aus dem Ofen lockt. Da ist von nichts als von Self-Governement, Gemeinderath, Wahlen, Bürgermeister-Candidaturen und andern

Dingen die Rede, als wenn davon der Welt Heil abhinge. Meinetwegen mag in diesem Krähwinkel, denn das ist unsere Stadt trotz ihrer fünf und zwanzigtausend Einwohner, der Kaiser von Fez und Marrocco oder der Präsident der Negerrepublik Liberia Bürgermeister werden. Ich habe keinen Sinn für solche kleinliche Interessen. Es ist mir so unter der Hand von verschiedenen Seiten die Insinuation zugekommen, in dem „Zeitalter" für die eine oder andere Partei in die Schranken zu treten! Fällt mir nicht im Traume ein, mich mit solcher Spießbürgerpolitik einzulassen. Auch habe ich, abgesehen von der Lust, nicht einmal die Zeit dazu . . . Mein Werk über die Reformation der modernen Kunst nimmt mich zu sehr in Anspruch. Kommen Sie Conrector, ich will Ihnen das letzte Kapital des ersten Bandes vorlesen. Ich secire darin mit dem anatomischen Messer unsere modernen Dichter und Musiker, und mancher der Herren, der ein poetisches Gemüth im Leibe zu haben glaubt, wird sich wundern, wenn ich ihm statt dessen die Fischblase zeige, die ich aus seinen Rumpf herausgeschnitten. Kommen Sie Conrector."

Brinkmann war zu glücklich, um heute Jeman-

den etwas abzuschlagen und so fügte er sich denn auch dem Begehren des Doktors, und folgte ihm in seine Wohnung, wo ihm der kritische Tranchirer anatomisch bewies, daß die Dichter und Musiker unserer Tage, statt des poetischen Herzens, nur Fischblasen hätten und daß der Welt nicht eher das ersehnte Heil kommen werde, als bis jene Reformation der Kunst und Poesie statt gefunden, als deren landläufiger Verkünder Herr Doktor Augustin Schönefeld durch die deutschen Lande zog. —

Während der Doktor im blutrothen Scharfrichtermantel das kritische Nachrichtergeschäft ausübte, und im stolzen Selbstbewußtsein an dem laufenden Webstuhl der Zeit zu sitzen glaubte, während im Grunde außer einigen Cliquen-Freunden kein ruppiger Sperling von ihm Notiz nahm, fand in der ihm vis à vis gelegenen Wohnung des Catecheten Schamvogel, zwischen diesem und Schippmann folgendes Gespräch statt:

„Warum kommen Sie am hellen, lichten Tage zu mir," rief heftig und gereizt der Catechet dem lustigen Lebemann entgegen, der tänzelnd in's Zimmer getreten war, „und warum kamen Sie nicht neulich Abends, wo ich Sie bestellt hatte ... Sie

werden mich noch compromittiren durch Ihre Unbesonnenheit . . ."

„Hä hä," lachte der Andere, „sachte, mein Junge," Schippmann erlaubte es sich zuweilen, den Catecheten zu dutzen, „war da den Abend. Straf mich! . . . hattest aber keine Zeit für'n Onkel, . . . hähä . . . mußtest Betstunde halten, mit der Babette . . . na, sei nur ruhig . . . bleibt unter uns . . . 's ist aber 'n Blitzmädel . ."

„Wieder spionirt und gelauscht?" brauste der Catechet, der jetzt gar nicht in seinem gewöhnlichen flüsternden Tone sprach, auf, „hüten Sie sich Schippmann, wenn ich Sie einmal dabei erwische, wird es schlimm . . ."

„Ruhig Blut, mein Junge," lachte der Andere, hattest mich ja bestellt . . . sollte den Abend kommen . . wollte aber nicht stören . . hähä, straf mich, hätte wohl auch mit beten mögen . ."

Der Catechet biß sich auf die Lippen; doch bezwang er sich, eingedenk der Rücksichten, die er dem würdigen Verwandten gegenüber zu nehmen hatte, und entgegnete finster und mit dumpfer Stimme:

„Sie haben also gehört, was ich von dem Mädchen

zu gewärtigen habe. Die Sache muß ein Ende nehmen. Hören Sie meinen Plan.

Ich habe ihr an jenem Abende gesagt, daß ich um des Bürgermeisters Nichte werbe, um das Vermögen derselben in die Hände zu bekommen und dann mit Babette nach Amerika zu gehen.

Sie glaubt es in ihrer blinden Leidenschaft und das ist unser Glück. Aber die Täuschung wird nicht ewig währen. Sie würde bald merken, daß ich ihr etwas vorgespiegelt, und wenn ihr Argwohn noch ein Mal erwacht, so ist sie zu Allem fähig. Sie muß also fort von hier und das bald. Sie gehen in den nächsten Tagen hinaus nach Grünthal und nehmen sie bei Seite und sagen ihr, es sei nöthig und in unserm Interesse, das sie früher als ich nach Bremen abreise, um jeden Verdacht zu beseitigen. Natürlich muß sie das Kind mitnehmen. Sie begleiten sie nach Bremen, accordiren dort sofort mit einem Schiffseigenthümer, bezahlen das Passagiergeld und bringen sie auf's Schiff. Wie Sie dies bewerkstelligen, ist Ihre Sache. Sie bleiben aber so lange in Bremen, bis Sie sich überzeugt haben, daß das Schiff abgesegelt. Die Reisekosten und alles Uebrige bestreite ich. Mit zwei hundert Thalern, denke

ich, ist die Sache abgemacht. Es wird mir zwar schwer, die Summe zusammen zu bringen. Fünfzig Thaler geben Sie davon in Bremen der Babette, und dann noch Eins. Es muß beim Bürgermeister ein entscheidender Schritt geschehen. Wie ich neulich vom Schulrathe erfahren, beabsichtigt dieser, Rothe als Candidaten zur Neuwahl aufzustellen. Er braucht eine Gliederpuppe, die er nach Belieben dirigiren kann und dazu ist ihm eben der haltlose Mensch das geeignete Subjekt. Indessen, wie das nun auch sein mag: Nimmt sich Mantius des Bürgermeisters an — so ist dieser gerettet. Der Schulrath verfügt über Mittel, die ihm bei der Wahl zum Siege verhelfen müssen. Ist Rothe aber einmal wieder gewählt, dann ist es ihm leicht, das Deficit der Bureaugelder zu decken.

Ich habe nun bis jetzt, da Sie es lächerlicher Weise ausdrücklich wollten, dem Bürgermeister gegenüber davon geschwiegen, daß mir sein Vergehen bekannt. Ahnen wird er freilich etwas, denn einige verblümte Anspielungen mußte ich fallen lassen, um ihn nur etwas gefügig zu machen. Aber dieser indolenten Natur gegenüber sind größere, stärkere Mittel nöthig. Ich verlange also von Ihnen Schipp-

mann, daß Sie Ihre lächerlichen Bedenklichkeiten und Rücksichten endlich fallen lassen, und mir freie Hand geben ... Oppermann ist jetzt fort und wir müssen das Eisen schmieden, weil es warm ist."

„Geht nicht, mein Junge, straf mich, geht partout nicht ... Von früher her 'n alter Freund war mir der Rothe ... hat mir einmal bei einer faulen Geschichte," er machte die Bewegung des Geldzählens, „aus der Patsche geholfen ... Straf mich, hätte zehn Jahr Stubenarrest im Correctionshause gekriegt, wenn er nicht gewesen wären. Verdammt faule Geschichte damals ... Aergere mich, daß ich Dir überhaupt von dem Manco erzählt ... verflucht dummer Streich gewesen."

Trotz der Blutsverwandtschaft, die die Beiden verband, ärgerte sich der Catechet doch stets, wenn sein würdiger Onkel das cordiale Du gegen ihn gebrauchte und sein Aerger stieg noch mehr, als sich Schippmann beharrlich weigerte, ihm zu erlauben, seine „großen Mittel" gegen den Bürgermeister anzuwenden ... „Aber Mensch!" schäumte Schamvogel, „begreifen Sie denn nicht, daß uns Beiden das Messer an der Kehle sitzt und daß des

Bürgermeisters Nichte um jeden Preis meine Frau in kürzester Zeit werden muß, wenn ich nicht mit Spott und Schande die Stadt verlassen soll und Ihr nicht in's Correctionshaus kommen wollt? Die Geschichte mit der Babette kostet mir schon schweres Geld und wird es noch mehr kosten; ich habe noch nicht die Unkosten verwunden, die uns die Geschichte mit der Anna damals verursachten, wo wir Alles aufbieten mußten, um den fatalen Fall nicht an's Tageslicht kommen zu lassen, und nun besteht Ihr noch immer auf Eurer lächerlichen Weigerung . . ."

„Ah die Anna," lachte Schippmann, „hähä . . . erinnere mich wieder daran . . . Wenn die Babette wüßte, wer der Vater zu der Anna ihrem Kinde war . . . verfluchte Geschichte das damals auch . . . Mußte 'n fremder Jägerbursche herhalten . . . 's ist kurios, straf mich, ganz kurios, als ob's die beiden Schwestern Dir angethan hätten . . . Aber 'n Glück, daß die Babette nichts davon merkt. War freilich damals, als der Anna das Malheur passirte, noch ein Backfisch."

„Schweigt davon, Schippmann," grollte Schamvogel, dem diese Erinnerung nicht besonders ange-

nehm schien, „und laßt Eure alberne Rücksichten bei Seite . . . Ihr seid doch sonst nicht so zartfühlend und sentimental: Und habe ich Euch nicht mehr als fünfzig Mal aus der Noth und Verlegenheit geholfen und Euch die kleinen Gefälligkeiten, die Ihr mir bei den Grünthaler Geschichten erwiesen, splendid und überreichlich bezahlt?“ . . . „Straf mich, Eduard’chen . . . das hast Du,“ sagte der lustige Lebemann, indem er sich eine Cigarre anbrannte und zum Gehen anschickte, „aber es geht nicht . . . Du darfst dem Bürgermeister damit nicht zu Leibe gehen. ’s ist nun einmal meine Maxime. Es wird sonst schlimm mit uns.“ Er sagte dies in einem auffallend ernsten und entschiedenen Tone, dem man an den alten Schlemmer gar nicht gewöhnt war und der deshalb doppelt auffiel.

Der Catechet wollte von Neuem aufbrausen, doch bezwang er sich und frug plötzlich mit ganz veränderter, ruhiger Stimme: ‚Nun, meinetwegen, so muß ich wohl auf andere Wege sinnen, um zum Ziele zu kommen . . . Aber das könnt Ihr mir wenigstens sagen, wie kamet Ihr hinter die Veruntreuung . . .“ Schippmann zögerte einen Augenblick unschlüssig, dann aber sprach er: „Na, wenn

Du es wissen willst Eduard, so will ich's Dir sagen . . . sie rückten ihm vor'n paar Jahren verdammt hitzig auf's Fell, oben auf dem Rathhaus . . . Er sollte Rechnung ablegen. Er war höllisch in Aengsten. Da ließ er mich rufen. Er wußte, daß ich manchmal so 'n Geldgeschäftchen mache und vertraute mir seine Noth . . . Straf mich, er kennt mich und weiß, wie er mir aus der Klemme geholfen . . .

Auf 'n paar Louisdor kam es ihm auch nicht an. Und da ging's. Ich trieb das Geld auf, lauter gute sächsische Kassen-Scheine, natürlich nur auf drei Tage. Wie die Herren Gemeinderäthe revidirt und Alles in Ordnung, war 's vorbei. Das Geld wanderte wieder zurück und Bürgermeister'chen war aus der Patsche. Wie er's freilich jetzt anfängt, wenn er nicht wieder gewählt wird, weiß ich nicht, das Manco hat in der Zeit wohl auch noch was zugenommen. Straf mich, geht mich auch nicht's an. Wir sind quitt. Na, Adieu, Eduard . . . Apropos, fällt mir etwas ein. Hast vielleicht 'n halben Gulden übrig. Habe neulich im „Wolf“ verdammtes Pech in Scat gehabt — haben mich rein ausgezogen. So, ich danke schön, Eduard, bist 'n famoser Junge.“

Und das ihm hingeworfene Guldenstück einsteckend, tänzelte der lustige Lebemann, die Cigarre im Munde, zur Thüre hinaus.

Neunzehntes Kapitel.

Es war vier Tage später . . das sonnige, heitere Herbstwetter, das sich eingestellt hatte, gleichsam als ein milder Abglanz des Sommers und als eine Mitgabe der Erinnerung für den bevorstehenden trüben, kalten Winter mit seinen Winden und Schneegestöber, hatte eine Menge von Familien noch einmal hinaus in's Freie und die nahen Walddörfer gelockt. . .

Die „Tanne" in Grünthal war voll von Gästen. Sie saßen in den Stuben und in dem Garten, auf Stühlen, Bänken und umgestürzten Biertonnen, wo sich irgend ein Plätzchen fand. Groß und Klein saß durcheinander; an dieser Seite der Tafel der Regierungsrath mit seiner Gattin, deren Crinoline sich nur mit Widerstreben zwischen Bank und Tisch zwängte und auf der andern Schuster und Schnei-

der mit ihren Ehehälften . . . Man war eben auf dem Lande, wo die Standesunterschiede aufhörten und wer seine Portion Kaffee oder seinen Krug Bier bezahlen konnte, galt gleichviel vor den Augen des Tannenwirths, der geschäftig zwischen den Gästen hin- und herschlüpfte. Die Männer schoben Kegel, die geistlichen Herren, die in der Oberstube für sich allein waren, spielten Scat und Tarok, die Frauen strickten, tranken Kaffee, aßen Kuchen und plauderten.

Auch Herr Gerold war mit Frau und Schwägerin hinausgegangen. Hagen begleitete sie.

Zwischen ihm und der jungen, interessanten Wittwe hat sich in der kurzen Zeit ihres Bekanntseins, und zumal in den letzten Tagen, ein eigenes Verhältniß angeknüpft. Nicht gerade ein sogenanntes zärtliches Liebesverhältniß. So rasch konnte dies bei diesen beiden Naturen nicht gehen. Wenn wir es unsern Lesern versicherten, würden diese trotz der erst vierzehntägigen Bekanntschaft der Beiden sicherlich keinen Anstoß daran nehmen. In unserer schnelllebigen Zeit, wo man sich nicht allzuselten innerhalb eines einzigen Jahres kennen lernt,

einander heirathet, Kindtaufe hält und wieder scheiden läßt, sind vierzehn Tage zur Anknüpfung eines Liebesverhältnisses mehr als genügend.

Aber das war bei unsrem Paare nicht der Fall. Zum Ersten besaß Hagen nicht die nöthige Routine in solchen Dingen, zum Zweiten hütete er sich in dem Augenblicke, wo ihn öffentliche Angelegenheiten, verbunden mit seinen Berufszwecken, beschäftigten, sich noch durch ein neues, drittes Interesse in Anspruch nehmen zu lassen und endlich war es die junge Wittwe selbst, die ihn durch ihr Wesen zurückhielt, sich Gefühlen hinzugeben, welche nach der Steigerung ohnfehlbar mit einer Liebeserklärung beginnen, und mit einem Gange zum Traualtar hätten enden müssen . . .

Worin bestand diese Eigenthümlichkeit ihres Wesens?

In einer Reihe von Ansichten über die Ehe, die in den Gesprächen der Beiden häufig debattirt worden waren.

Ohne daß also ein Liebesverhältniß zwischen ihnen bestand, waren die Beiden doch in eine

Intimität getreten, die eine so sichtbare, daß Buchen und Schönefeld, darin eine eclatante Begünstigung Hagens erblickend, sich verletzt zurückzogen, Dieser in die geweihten Hallen von Thaliens Tempel, Jener in sein Arbeitszimmer, an seine Reformation der Künste sich flüchtend.

Frau von Stern fühlte sich durch Hagens Erscheinung, durch die Tiefe und Energie seines Strebens, durch die Frische seines Wesens und dem Getragenen, Gleichmäßigen seiner Sinnes- und Handlungsweise lebhaft angezogen, sie fühlte sich warm berührt durch die tiefe Achtung, die Hagen ihrem Geschlechte gegenüber zeigte, und auch jenen ausgeprägten Egoismus der Männer, den sie so bitter anklagte, fand sie nicht bei ihm, im Gegentheil, er gestand den Frauen in ihrer Sphäre zum mindesten gleiche Rechte zu, und war ferne davon, sie zu den Lastthieren der Männer herabzuwürdigen; aber trotz alle dem hütete sie ihr Herz vor ihm.

Hagen glaubte den Grund davon gefunden zu haben. Dieser Grund war: Mißtrauen; Mißtrauen gegen ihn und sein ganzes Geschlecht: Ihr Mann hatte sie während ihrer kurzen Ehe so gequält, sein

verhärteter Egoismus hatte so ungerechte, maaßlose Forderungen an sie gestellt, daß sie, die sich durch des eignen Vaters Egoismus diesem Manne geopfert sah, nun bei allen Männern einen ähnlichen, selbstsüchtigen Character voraussetzte. Es ging dies aus ihren Aeußerungen deutlich hervor.

„Die Männer sind uns Frauen gegenüber," hatte sie vor Kurzem gegen ihn geäußert, „sammt und sonders Heuchler und Komödianten, der Eine mehr, der Andere weniger. Kein Einziger giebt sich so, wie er wirklich ist — so lange sie nämlich irgend etwas von uns zu erlangen suchen. Haben sie erreicht, was sie wollen, dann werfen sie die Maske als lästig und überflüssig bei Seite.

Und ein anderes Mal: „Wissen Sie, was den meisten Jammer in der Frauenwelt, besonders in der Ehe, angerichtet hat? Ein einziger Bibelvers: Und er soll dein Herr sein. Den Männern ist gar nichts erwünschter, als diese religiöse Sanction einer Herrschaft, die am Ende eine unwürdige ist, da sie die eine Hälfte des Menschengeschlechts zu Sclaven oder wenigstens Dienerinnen der Andern herabwürdigt. Jetzt kann sich der krasseste, wider-

wärtigste Egoismus mit diesem Worte entschuldigen, das zum Ueberfluß noch der Priester als kirchliche Mitgift den Neuvermählten am Traualtare auf ihren Lebensweg mitgiebt. Ohne die vollkommenste Gegenseitigkeit der Leistungen, der Pflichten und Rechte kann die Ehe unmöglich jenes sittliche Institut sein und werden, als welches sie immer betrachtet wird."

Bei diesem heftigen und lebhaften Angriffe auf sein Geschlecht, vermochte Hagen nicht zu schweigen.

„Es liegt einiges Wahre in Ihren Worten, meine liebe Freundin," sprach er, „aber ich weiß nicht, ob Alle Ihres Geschlechts mit dieser Ansicht einverstanden wären. Denn, wenn wir Ihren Grundsatz von der Gegenseitigkeit, der vollkommnen Gleichheit in Rechten nnd Pflichten aufstellen, so müssen wir auch Alles das abschaffen, was man unter dem Begriff Galanterie versteht. Alle diese kleinen Gefälligkeiten, Rücksichtsnahmen, Zuvorkommenheiten, Aufmerksamkeiten, Aufopferungen, die der Mann Ihrem Geschlechte erweist, müssen aufhören... Wäre dies nicht der Fall, und sollte der Mann außer jenen gegenseitigen Pflichten noch die der Galanterie mit

auf sich nehmen, so würde das Gleichgewicht ein ziemlich schwankendes. Dann würde, wie ich schon gesagt, blos ein Rollenwechsel eintreten und fortan der Mann alle Lasten und Pflichten, oder wenigstens die viel größere Hälfte mit sich schleppten müßen.

Es klingt dies allerdings nicht galant, meine Freundin, allein Ihrem Princip gemäß darf ich diese Tugend Ihnen gegenüber auch gar nicht üben. Ueberdies will ich Ihnen aber auch eins noch zu bedenken geben, daß es nämlich Tausende Ihres Geschlechts giebt, die von dieser Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten nichts wissen wollen, die diese höhere Emancipation eine Thorheit, Entkleidung der Weiblichkeit, oder sonst wie nennen, daß es Tausende von Frauen giebt, die sich in dieser abhängigen Stellung durchaus wohl fühlen."

Aehnliche Gespräche führten sie auch heute.

Die wenigen sonnigen Nachmittagsstunden waren indessen bald vorüber und es fing an empfindlich kalt zu werden. Nebel stiegen aus den Wäldern und Thälern auf, ein scharfer Wind strich von den Bergen herab und fuhr, mit den dürren Reisern

und gelben Blättern ein loses, raschelndes Spiel treibend, in die Waldungen hinein.

Man rüstete sich überall zum Aufbruche. . . Die Familien, welche kleine Kinder mit sich hatten, packten diese in die warmen Kissen und Betten der Kinderwägen, des Schneiders und Schusters Ehehälften wickelten sich in ihre wollene Umschlagtücher, während die Männer die Zeche bezahlten und das Musikkorps des Jägerbataillons, welches im Garten concertirt hatte, packte seine Noten und Instrumente zusammen. Auch Herr Gerold brach mit seiner Gesellschaft auf.

Man schlug den Heimweg durch den Wald ein. Gerold ging mit seiner Frau, Hagen mit der jungen Wittwe. Das Gespräch flackerte, ohne sich fixiren zu können, hin und her.

So kam man auch auf Optativa zu sprechen. Frau von Stern sprach mit leidenschaftlicher Wärme von der frischen, kräftigen Natur ihrer Freundin, von dem muthigen, energischen Wesen derselben.

„Haben Sie von dem Abentheuer gehört?“ frug sie Hagen, „das Optativa neulich Abends hatte?“

„Das mit jenem Schippmann, der sich auch heute draußen im Grünthal herumtrieb?“ sprach der junge Mann zurück.

„Ja, Schippmann glaube ich heißt der Mensch... War er auch draußen? Warum zeigten Sie mir ihn nicht, ich möchte eine solche gemeine Larve einmal beim hellen Licht des Tags sehen,“ sprach Frau von Stern.

„Puh!“ fiel hier Elise, ihre Schwester, ein, „mir eckelt vor so einem Menschen.“

„Beschmutzen wir uns nicht,“ lenkte Hagen ab, „lassen Sie mich Ihnen, da wir eben von Fräulein Optativa sprechen, eine Geschichte erzählen, die mir, wie ich sie als Primaner hörte, viel Vergnügen gewährte!“

„Apropos,“ unterbrach ihn Herr Gerold, was ist das eigentlich für ein Name: Optativa! Ich habe ihn noch nie gehört.“

„Hören Sie zuvor meine Geschichte,“ lächelte Hagen und begann: „Es war vor neunzehn Jahren. Der Rector Böhmer, damals noch Conrector, war mit seiner Elisabeth schon acht Jahre verheirathet,

und noch hatte sie ihm kein Pfand ihrer Liebe geboren. Es war, als ob der Storch ganz absichtlich den Schornstein der Conrectorswohnung vermeide, während die jungen Eheleute in der Nachbarschaft Kinder in Hülle und Fülle bekamen; sie hatte auch die Hoffnung aufgegeben. „Ich bin jetzt drei und dreißig" hatte Frau Elisabeth einer Freundin geklagt, „mein Mann wird nächste Ostern drei und vierzig, wir sind nun schon acht Jahre verheirathet — ich habe die Hoffnung auf Kinder ganz verloren."

„Es ist noch nicht aller Tage Abend," tröstete die Freundin, „denke an Sarah, Elisabeth ... Die war neunzig Jahre alt, da sie Isaak gebar und Abraham hundert."

Frau Elisabeth war nun zwar eine sehr christlichfromme und gläubige Frau, indessen meinte sie doch bei diesem alttestamentlichen Trost: „das mag wohl ehedem Brauch gewesen sein, daß die Frauen noch in so hohen Jahren in die Wochen kamen, aber es heißt auch in der Offenbarung, daß das Buch der Wunder nun geschlossen sei. Ich wenigstens würde es als ein Wunder des Himmels betrachten, wenn

ich noch Kinder bekommen sollte . . ." Und sie erhob sich zum Gehen.

„Du willst schon aufbrechen?" frug die Freundin, bei der sie zum Thee war.

„Es ist neun Uhr, mein Mann ist mit dem Rector heute zum Diner zu Seiner Hoheit aufs Schloß befohlen. Er wird gegen 8 Uhr zurückkommen. Er hat es nicht gern, wenn er mich nicht zu Hause findet. Gute Nacht, liebe Charlotte."

Genau neun Monate nach jenem Abende, wo Frau Elisabeth, die sonst so fromme, gläubige Seele ihren Zweifel an den Wundern des Himmels ausgesprochen, genaß sie eines reizenden gesunden Mädchens.

Größere Freude war nicht in Israel bei Isaaks Geburt, als in des Conrectors Haus, da diese kleine Weltbürgerin mit ihrem kräftigen Geschrei die stillen Räume, dem Dienst der Musen geweiht, erfüllte.

Der Conrector, der noch niemals ein neugebornes Kind in der Nähe gesehen hatte, betrachtete das kleine Wesen stundenlang durch die Brille, und konnte sich nicht genug über die wunderlichen Bewegungen und Geberden des kleinen, zappelnden Geschöpfs

wundern. Besonders die Hast, mit welcher es stets nach der Mutterbrust schnappte, frappirte ihn in hohem Grade und sinnend bemerkte er: „Sollte es wirklich wahr sein, was einige neuere Philosophen und Naturforscher behaupten, daß der Mensch nur ein höher organisirtes Thier, eine aufrechtgehende, Waden und Daumen habende Bestia sei? daß der Verstand, der Geist oder wie man es nun nennt, mit dem Körper wächst und von der Nahrung, die man genießt, abhängig? Daß Menschen, die eine schlechte und kärgliche Kost essen, auch geistig verwahrlost sind, weil sie ihrem Schädel oder Gehirn nicht genug phosphorsauern Kalk zuführen. Betrachte nur einmal, liebe Elisabeth, dieses kleine, rothe, schreiende, schnappende, zappelnde Wesen! Hat es für irgend etwas anderes Sinn, als für die Befriedigung des niedrigsten Bedürfnisses! Verräth es irgendwie durch einen Blick oder Geberde, daß in ihm der Keim einer höheren Bestimmung liegt?"

„Aber lieber Eusebius," unterbrach ihn seine Gattin, indem sie das kleine Wesen an ihre Brust drückte, „wie kannst Du nur so etwas von einem neugebornen Kinde verlangen? Ich bitte Dich, Eusebius, welche wunderlichen Ansichten hast Du da."

„Man sollte aber doch meinen," hub der Conrector mit bedächtiger Miene wieder an, indem er das Kleine von Neuem durch die Brille so aufmerksam betrachtete, wie ein Naturforscher ein fremdes Insect unterm Vergrößerungsglas, „man sollte doch meinen, daß so eine kleine Bestia —"

„Eusebius" unterbrach ihn zum zweiten Male lebhaft und gereizt die Gattin. „wenn Du mich nicht ärgern und krank machen willst, so gieb unserm Kinde, diesem Geschenk des Himmels, das mir Gott trotz meiner Ungläubigkeit verliehen, nicht einen so abscheulichen Namen."

„Nun, nun, mein Kind," besänftigte der besorgte Gatte, indem er das Kleine mit der Hand liebkoste, „beruhige Dich nur . . Du scheinst die Bedeutung dieses Ausdruckes falsch aufzufassen. Ich wollte damit nur das animalische, vorwiegend thierische Element in dem jungen Menschen . . ."

„Thierisch? . . . animalisch? . ." zürnte gereizt die Wöchnerin, „was das für Ausdrücke sind! Ich bitte Dich, Eusebius, lasse mich jetzt allein . . ich bin recht alterirt, schicke mir die Kindfrau herein." Bestürzt und eilig zog sich Eusebius aus dem Zimmer zurück, nachdem er noch im Fortgehen gemur-

melt, „daß er nur in genere von dem Animalischen im Menschen überhaupt gesprochen, und daß er das kleine Wesen trotz diesem überwiegend thierischen Elemente außerordentlich lieb —“ ein Blick Elisabeths ließ ihn nicht vollenden, sondern trieb ihn vollends zur Thür hinaus.

Bald gewöhnte sich indessen der Conrector an das Gebahren der kleinen Weltbürgerin und er fand nichts Bestialisches mehr darin, wenn die Kleine, durstig und hungrig, mit dem Mäulchen gierig saugend, an der Brust der Mutter hing.

Frau Elisabeth erholte sich schnell von ihrer Niederkunft. Vierzehn Tage darauf konnte sie ihren Kirchgang thun. Die fromme und gläubig gesinnte Frau hielt sich um so mehr dazu verpflichtet, da sie die Geburt des kleinen Mädchens in der That für einen directen Beweis der göttlichen Wunderkraft, die sie in jenem Gespräch angezweifelt, hielt.

„Gott hat mir zeigen wollen,“ sagte sie der Freundin, „daß bei ihm kein Ding unmöglich. Wie Sarah, zweifelte auch ich und wie sie, wurde auch ich beschämt.

„Ja,“ sprach die Freundin lächelnd, „nur mit dem Unterschiede, daß Frau Sarah dreimal älter

war, als Du es bist und daß es ein sehr häufiges Wunder ist, wenn Frauen von drei und dreißig Jahren noch in die Wochen kommen."

Aber Frau Elisabeth schüttelte das Haupt und behauptete nach wie vor, daß der Herr ihr damit ihren Unglauben habe nehmen wollen. . .

Es nahte die Zeit, die kleine Weltbürgerin durch die Taufe in den Bund der christlichen Gemeinschaft aufnehmen zu lassen. . .

Frau Elisabeth war darüber im Reinem. Ihre Tochter sollte die heiligen Namen Maria Elisabeth tragen, Maria und Elisabeth, diese Namen der Frauen des Evangeliums.

Der Conrector, den vor einigen Tagen der Superintendent Klopfer gefragt, ob er nun bald Tauffest haben werde, hatte unterdessen auch über diese Namens-Angelegenheiten nachgegrübelt.

Er, der mehr im classischen Heidenthume, als in der christlichen Welt lebte, hatte nun allerdigs andere Namen in Gedanken. Unschlüssig schwankte er hin und her, ob er seine Tochter: Aspasia, Antigone, Iphigenia, Kassandra, Fulvia, Livia, Julia, Virginia oder Lucretia nennen sollte.

Er legte sinnend die Hand an die Stirn.

„Aspasia?“ murmelte er für sich, „würde zu sehr an die berühmte Hetäre erinnern, Antigone ist mir anstößig, weil sie in Blutschande erzeugt war, und Iphigenia und Kassandra haben sehr fatale Lebenserfahrungen gemacht. Und nomen et omen! Wenden wir uns zu den Römerinnen.

Tullia! Apage! erinnert zu sehr an des vorletzten römischen Königs ungerathene, unnatürliche Tochter, die Livia des Augustus hatte eben auch keine unbescholtene Vergangenheit hinter sich, von der Fulvia erzählt Sallust ganz abscheuliche Dinge, Lucretia und Virginia aber, waren Unbilden ausgesetzt, vor denen Zeus Kronion alle Frauen behüten möge . .“

Und wieder versank der Conrector in tiefes Sinnen. Sämmtliche bekannte Frauen Griechenlands und Roms mußten Revue vor ihm passiren, aber bei jeder fand er etwas auszusetzen. . .

„Guter Rath kommt über Nacht,“ sprach er endlich zu sich und zündete seine Studirlampe an, um an seinem dritten Programm über ἄν und εἰ weiter zu arbeiten. Er griff zur Feder und schrieb: ἄν mit dem Optativ gebraucht, drückt im einfachen Satz die Abhängigkeit von den Umständen aus, die Denkbarkeit, Möglichkeit einer Sache oder Verhält-

nisses, je nach Umständen oder den Umständen nach. Die hier entsprechende Negation ist οὐ; bei Homer fehlt noch zuweilen das ἄν in diesem Falle, später selten. Nehmen wir ein Beispiel: λέγοι ἄν; hier kann man sowohl übersetzen: „er kann, mag wohl sagen," (macht also die Möglichkeit vom Willen des Subjects abhängig) und auch, „er würde sagen, falls. Daß, wie einige Neuere behaupten, der Optativ . . ."

Der Conrector sprang plötzlich wie electrisirt empor und mit den Worten: „ich hab's, ich hab's!" stürzte er hinüber in das Zimmer seiner Frau, die schon zu Bette lag . . . Bei dem Lärm erwachte schreiend das Kind.

„Aber mein Gott, Eusebius!" rief die erschrockene Frau, sich im Bette aufrichtend, „bist Du denn nicht klug? Mit solchem Spektakel hereinzustürzen, mich und die Kleine aufzuwecken," und sie suchte das Kind zu beschwichtigen . . .

„Laß es schreien!" rief Böhmer, indem er mit triumphirender Miene und stolzen Schritten auf und niederging, „ich hab's, ich hab's."

„Aber Eusebius, ich bitte Dich . ."

„Bitte mich, um was Du willst, Du sollst es haben . .“

„Frau Elisabeth blickte ihren Gatten ängstlich von der Seite an und preßte das Kind an ihre Brust. Sie fing an zu glauben, ihr Mann habe einen Anfall von Geistesverwirrung. „Eusebius,“ begann die geängstigte Frau endlich, „rufe die Sophie herein . . .“

„Nachher, mein Kind, erst laß mich Dir meinen glücklichen Gedanken mittheilen . .“

Die arme, erschrockene Frau, die immer noch nicht recht wußte, was sie von dem sonderbaren Benehmen ihres Mannes halten sollte, schwieg ängstlich und zitternd.

Der Conrector schraubte die Nachtlampe empor, rückte sich einen Stuhl an's Bett seiner Gattin, die diesem Beginnen in erwartungsvoller, ängstlicher Spannung zusah und begann etwas ruhiger:

„Meine liebe Elisabeth, ich habe soeben eine wichtige Frage gelöst, die mich seit gestern unausgesetzt beschäftigt hat. Ich habe über den zukünftigen Namen unseres Kindes nachgedacht.“ Die Conrectorin athmete bei diesen Worten auf: Jetzt er-

klärte sie sich die Aufregung und das: „Ich hab's, ich hab's" ihres Eusebius.

„Das also hat Dich so aufgeregt, lieber Eusebius," sprach sie mit zärtlichem Vorwurfe, „nun ich muß Dir gestehen, daß sich unsere Gedanken da begegnen, denn auch ich habe darüber nachgedacht und die Namen Maria Elisabeth für die Kleine ausgesucht . ."

„Maria Elisabeth . . . Zeus behüte uns! solche Alltags-, Allerwelts-Namen. Nimm mir es nicht übel, Kind, Du heißt zwar selbst Elisabeth, aber der Name ist so gäng und gebe, so allgemein; nein, unsere Kleine muß einen classischen Namen haben."

„Einen classischen?" frug erstaunt die Conrectorin und betrachtete von Neuem ihren Gatten mit ängstlich-forschenden Blicken, „einen classischen? Was soll das heißen, Eusebius?"

„Was das heißen soll?" declamirte mit einem neuen Anflug von Extase der Conrector, „das soll heißen, daß unser Kind einen Namen haben soll, welcher an die große Zeit des classischen Helenenthums erinnern soll, an jene Zeit, wo noch die Sprache Homers und Demosthenes in dem Areopag und der Akademie wiederhallte, an jene Zeit, wo

noch nicht die Barbaren die Tempel der Pallas Athene zerstört, jener blauäugigen Athene, welche Waffen gerüstet, dem Haupte des Olympiers entsprang, an jene Zeit . . ."

„Um Gotteswillen, Eusebius," bat die geängstigte Frau, „ich bekomme Kopfweh von Deinem Schreien . . . sprich leiser, ich bitte Dich." Auch das Kind fing bei dieser begeisterten Apostrophe, die sein Vater zur Erinnerung an das alte Athen hielt, zu schreien an.

Böhmer schaukelte indessen die leere Wiege, daß die Wände zitterten.

„Aber ich bitte Dich, Eusebius, so höre doch auf, die Wiege zu schaukeln, siehst Du denn nicht, daß ich das Kind bei mir im Bette habe?"

„Du hast das Kind im Bette . . . glaubte, es läge in der Wiege... Doch Du hast mich unterbrochen. Der Name also, den ich meinem Kinde geben werde, soll an jene große Zeit des classichen Alterthums erinnern, wo ein Socrates lehrte, ein Plato lebte, ein Sophokles dichtete, ein Miltiades die Schlachten der Republik schlug und ein Aristophanes seine Komödien schrieb . . Optativa soll ihr Name sein!"

„ — Wie?" rief Frau Elisabeth, deren christ-

liches Bewußtsein sich bei dieser Anpreisung des alten Heidenthums und bei dem Gedanken, daß ihr Kind einen heidnischen Namen führen solle, entsetzte, „Optativa? . . Mein Kind, meine Tochter soll den Namen eines jener heidnischen, nackten Frauenbilder führen, die Du drüben in Deiner Mythologie abgebildet hast, den Namen einer jener unzüchtigen Nymphen oder Göttinnen, in denen nur das blinde, grobsinnliche Heidenthum Gegenstände der Verehrung erblicken konnte . . „Nie und nimmer werde ich das zugeben Eusebius!“

Um des Conrectors Lippen schwebte ein selbstbewußtes philologisches Lächeln. „Elisabeth,“ sprach er mit überlegener Ruhe, während seine Frau immer mehr in Aufregung gerieth, „man merkt es, daß Deine Schritte nie jene classischen Gefilde berührt haben. Du würdest sonst wissen, daß weder eine Göttin, „noch eine Nymphe Optativa hieß. Nein, liebes Weib, diesen Namen habe ich selbst geschaffen, und obgleich er jene ganze classische Vorzeit wach ruft, so hat doch keine Frau des Alterthums ihn geführt. Wenn Dir die Sprache, in welcher der göttliche Sänger Homer seine Ilias und Odysee dichtete, und in welcher Demosthenes gegen

Philipp donnerte, nicht vollständig unbekannt wäre, würdest Du wissen, daß dieser Name zugleich eine Erinnerung an gewisse Arbeiten Deines Gatten enthält, deren sich" und des Conrectors Gestalt wurde einige Zoll größer, „ein Hermann, ein Bäumlein, ein Böckh nicht zu schämen brauchten. Meine Abhandlungen über *ἄν* und *ἐι* sind das Resultat der ernstesten grammatikalischen Studien . . . Mehr als eine philologische Autorität hat dies ausgesprochen und —"

„Meinetwegen," unterbrach ihn immer gereizter Frau Elisabeth, „mögen sich alle Autoritäten der Welt darüber ausgesprochen haben! Aber so viel weiß ich, daß keine Autorität der Welt mich zwingen soll, meinem Kinde einen heidnischen Namen zu geben."

„Elisabeth, Du vergißt meine väterliche Autorität, welche ich als Familienvater besitze."

„Wie, väterliche Autorität nennst Du das," weinte jetzt Frau Elisabeth, „väterliche Autorität, wenn Du Deinem Kinde nicht einmal einen christlichen Namen gönnst, einen Namen, wie ihn das ärmste Hirtenkind bekommt . . . O! pfui, pfui! das ist schnöde

Gewalt." Und die aufgeregte Frau brach in Thränen aus. In diesem Augenblick trat die Kindfrau mit einer Tasse Camillenthee herein.

„Um Gottes willen, Frau Conrectorin," rief sie erschrocken, als sie die Thränen der Wöchnerin erblickte, „Sie weinen? Was fehlt Ihnen denn? Um Gottes willen, was ist hier passirt? Sie haben Fieber und Ihre Pulse gehen rasch, wie ein Weberschiffchen .. Ich bitte Sie, schonen Sie sich, diese Alteration kann Ihnen und dem Kinde schaden."

Der Conrector, der schon bei den ersten Thränen seiner Frau unruhig geworden, hielt es hier nicht länger aus.

„Sei sie ruhig, Frau Springpfeil," sprach er zur Hebamme, ängstlich sich mit beiden Händen durchs Haar streichend und in allen Winkeln herumfahrend, als suche er etwas, „es ist nichts, gar nichts von Bedeutung .. Wo nur mein Hut ist .. ich will zum Doktor Brenner .. es ist am Ende gut, wenn er einmal nachsieht. Na, beruhige Dich, Elisabeth, mein Kind ... es war nicht so gemeint, es ist nur ein Irrthum, der obwaltet ... wird sich Alles geben. Adieu, mein Kind, ich komme auf der Stelle wieder .. Der Doktor wird hoffentlich

zu Hause sein.“ Und hinaus flog er, in der Bestürzung statt seines Huts, die wattirte Kapuze der Kindsfrau ergreifend.

„Aber Herr Conrector . . . Herr Conrector,“ rief die Erschrockene, als sie sah, wie Böhmer mit gewaltigem Griffe die neue Kapuze zusammendrückte und sprang dem Davoneilenden nach, „meine Haube, meine neue Kapuze . . was wollen Sie denn mit meiner Kapuze.“

Böhmer blickte überrascht die Kapuze an, warf sie auf einen Stuhl und eilte ganz bestürzt in seine Studirstube, wo er sich verstört über das mannichfache Unheil, das er angerichtet, einschloß.

Indessen klagte die Conrectorin der Hebamme die Ursache ihres Schmerzes. Die würdige Frau Springpfeil schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Großer Gott,“ rief sie, „was das für ein Einfall! Ein Kind so taufen zu lassen! Das ist ja ganz unerhört! Keine ehrliche Christenseele führt einen solchen Namen. Nehmen Sie mir es nicht übel, Frau Conrectorin, aber solche Schrullen kann nur so ein studirter Kopf haben. Vor lauter Uebergescheutheit weiß so ein gelehrter Mann nicht, was er angiebt.“

Frau Elisabeth nickte weinend mit dem Kopfe.

„Na, Frau Conrectorin,“ tröstete die resolute Hebamme, „beruhigen Sie sich nur. Ich will Frau Matz heißen, wenn der Herr seinen Kopf durchsetzt. So n' Scandal giebt die Geistlichkeit gar nicht zu. Na, wahrhaftig, es wäre zum krank Lachen, wenn man sich nicht darüber Todtärgern könnte. Optativa! Was das nur für n' Wort. Das riecht ordentlich nach Opodeldoc. Das arme Würmchen könnte sich nicht auf der Gasse sehen lassen, die Kinder liefen ihr nach!“

Diese Worte träufelten neue Bitterkeit in die wunde Seele Frau Elisabeths . . Nicht blos christlich-religiöse Bedenken sträubten sich nun gegen den heidnischen Namen, auch Rücksichten gewöhnlicher Lebensklugheit.

Der aufgeregten Frau fielen alle die Kalender- und Volksbuchs-Erzählungen ein, wo ungeschickte, lächerliche, abgeschmackte Namen allerlei fatale, unangenehme Folgen für ihre Inhaber gehabt und sie beschloß, um keinen Preis der Schrulle ihres Mannes nachzugeben.

Am andern Morgen fühlte sich Frau Elisabeth

in Folge der Alteration sehr unwohl und auch die Kleine war äußerst unleidlich.

Der Conrector, der, wenn er sich auf dem Vorplatze sehen ließ, von der Kindsfrau und Sophie, dem langjährigen Dienstmädchen, allerlei verblümte Anzüglichkeiten über Männer, die ihre Frauen ins Grab ärgern, hören mußte, wagte sich endlich gar nicht mehr aus seiner Studirstube heraus und verbarrikadirte sich darin. So ruhte die Angelegenheit einige Tage.

Auf der Superintendentur wunderte man sich indessen gewaltig über des Conrectors Saumseligkeit.

„Mir ganz unbegreiflich,“ sagte der strenggläubige Dr. theol. Superintendent Klopfer mit fettmarkiger Stimme und indem er sein rothes Doppelkinn in die weiße Halsbinde einwühlte, „mir ganz unbegreiflich, warum der Conrector so lange zögert, sein Kind durch die Taufe in die kirchliche Gemeinschaft aufnehmen zu lassen. Und daß auch seine Frau, die strenggläubige Conrectorin, nicht darauf dringt . . . wahrlich, ganz unbegreiflich.“

Er sprach dies zu seiner Frau Katharina, einer Dame von vielem Temperament und bedeutender Neigung zu irdischem Hab und Gut und geistlicher

Regimentsführung. Ein witziger Cavalier hatte sie einmal in einer kleinen Abendgesellschaft auf dem herzoglichen Schloß einen Pabst im Unterrock genannt, ein Wort, welches den verstorbenen Fürsten ungemein amüsirt hatte. Und der Schulrath Mantius, dem der Einfluß dieser Frau auf ihren Mann und durch diesen auf die geistliche Oberbehörde unbequem war, hatte ihr den Namen „Frau Consistorium" beigelegt, ein Spitzname, unter welchem die Dame bei allen Geistlichen der Ephorie bekannt war.

Frau Consistorium entgegnete also mit scharfer, entschiedener Stimme:

„Der Conrector ist ein Pfennigfuchser, Gottlieb, und wie mir heute Vormittag die Oberbaurätbin Lenz sagte, so soll die Kleine der Conrectorin ein schwächliches Ding sein. Am Ende denkt er, sie stirbt bald wieder und hofft so die Gebühren zu sparen. Schick' ihm ein Munitio, Gottlieb . . ."

„Monitio, liebe Katharina," verbesserte mit sanftem Tone der Superintendent, „ich kann mir aber kaum denken, daß dies die Ursache ist."

„Aber ich denke es mir," schnitt Frau Consistorium mit bedenklich gehobener Stimme die Entgegnung ihres Eheherrn ab, „und ich denke immer rich-

tig, es sind nun drei Wochen, daß die Conrectorin niedergekommen, und nach der Consistorial-Verordnung vom 14. Februar 1816 soll schon nach vierzehn Tagen eine Munitio —"

„Monitio" corrigirte noch sanfter zum zweiten Male der Superintendent.

„Munitio oder monitio" fuhr Frau Consistorium auf, „das ist egal. Daß Du nicht vergißt, sie morgen auszufertigen, hörst Du, Gottlieb?"

„Ja, liebe Frau," nickte Gottlieb.

Am andern Tage erhielt der Conrector ein Stadt-Pfarramtliches Schreiben, worin ihn Klopfer in Gemäßheit der allerhöchsten Verordnung vom 16. Februar 1816 und des Consistorialrescripts vom 3. Juni 1824, sowie des neuesten Mandats vom 6. April 1830 erinnerte, sein vor drei Wochen gebornes Kind taufen zu lassen . . .

Eine halbe Stunde nach Empfang dieser pfarramtlichen Erinnerung, trat Eusebius Böhmer in das Zimmer seiner Gattin, die eben den Küchenzettel für die von ihr auf nächsten Sonntag festgesetzte Kindtaufe entwarf.

„Hier, mein Kind," sprach der Conrector schüchtern, indem er Frau Elisabeth das Schreiben über-

reichte. Frau Elisabeth warf einen Blick darauf, legte es dann ruhig bei Seite und sagte mit trockenem Tone: „Es ist gut.“ Und den Bleistift ergreifend, schrieb sie auf den Küchenzettel: „Abends: Karpfen, blaugesotten, gebackenen Schinken und Kopfsalat . .“

Der Conrector aber, der in diesem „es ist gut“ der Gattin etwas ganz Anderes herausfand, schlich sich leise hinter Frau Elisabeth und flüsterte zärtlich, indem er sie am Kopfe faßte: „Ich danke Dir, mein Bethgen.“ Die Conrectorin blickte ihren Mann ernst und groß an, und sprach in sehr kühlem Tone: „Wofür, Eusebius?“

„Wofür? Mein Engel, mein Bethgen? Weil Du Dich dem Wunsche Deines Gatten gefügt, weil Du eingesehen hast, welche Sinnigkeit in der Wahl jenes Namens Optativa liegt, jenes Namens, der uns an die Blüthenzeit des hellenischen Alterthums —“

„Das der Gottseibeiuns holen möge!“ unterbrach ihn hier, Mäßigung und Geduld verlierend, glühendroth die Conrectorin, „dieses heillose, heidnische Alterthum. Also Du bestehst immer noch auf Deiner fixen Idee, Eusebius, auf Deinem Willen,

unserm Kinde einen solchen Namen beizulegen, der nicht nur unchristlich, sondern auch lächerlich, albern und abgeschmackt ist? Sehen Sie Frau Springpfeil," wendete sich die erregte Frau zu der eben eintretenden Kindsfrau, „das ist die Liebe der Männer.. Hat er mir nicht erst vor ein paar Tagen mit seinem Eigensinn den Tod an den Hals geärgert? Und jetzt beginnt es von Neuem . . ." Und die arme Frau brach in lautes Weinen aus. Jetzt ergriff die würdige Kindsfrau das Wort: „Nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Conrector, aber wie Sie der armen Frau mitspielen, das ist ganz abscheulich! Kaum drei Wochen vom Kinde und sich schon so ärgern zu müssen, da müßte sie ja eine Pferdenatur haben, wenn Sie das aushalten sollte. . . . Wenn sie das Friesel bekommt, so stehe ich für Nichts." Den Thränen seiner Frau und der Strafpredigt der würdigen Hebamme zu widerstehen, war der Conrector nicht fähig. Eilig, und indem er sein Bethgen bat, sich zu beruhigen, zog er sich aus der Kindsstube in die geheiligten Räume seines Studirzimmers, das kein profaner Fuß betreten durfte, zurück. . . .

Aber er gab doch wohl nach, der Conrector,

nachdem er zweimal die Thränen Frau Elisabeths hatte fließen machen und die erfahrene Springpfeil ein gefährliches Friesel in Aussicht gestellt hatte?

Mit Nichten! Sein classisch-philologisches Bewußtsein erwachte nur noch stärker, und er beschloß mit List zu erreichen, was er nicht mit Gewalt durchsetzen konnte. Er schrieb sofort an Ephorus Doctor Klopfer, daß er nächsten Sonntag sein Kind taufen lassen wolle und schrieb auf einen Zettel den Namen des Kindes: „Optativa Eusebia.“ Zu gleicher Zeit hatte aber auch die Conrectorin durch die Kindsfrau einen Zettel mit den Taufnahmen „Maria Elisabeth“ dem Superintendenten zustellen lassen.

„Hm! Hm!“ meinte Klopfer, als er die beiden verschiedenen Zettel empfing, „schicken mir da Conrector's zwei Zettel mit den Taufnamen, die ganz verschieden von einander sind — und was das für ein Name ist, den der Conrector seiner Kleinen geben will: Optativa, hast Du ihn schon einmal gehört, Katharina? . . Wie soll die Kleine nun eigentlich getauft werden?“

„Optativa Eusebia,“ entschied sofort Frau Consistorium, die die Conrectorin nicht leiden konnte,

„es ist der albernste und lächerlichste Name, der mir je vorgekommen. Conrectors werden sich nicht haben einigen können und da hat ein Jedes den Namen aufgeschrieben, den es wollte. Du taufst sie Optativa, hörst Du, Gottlieb?“ —

Gottlieb nickte.

„Ich gäbe etwas darum,“ fuhr Frau Consistorium fort, „wenn ich der Conrectorin Gesicht sehen könnte, wenn sie den Namen hört . .“ Und Frau Consistorium schoß in die Küche hinaus, wo sie das Geräusch eines fallenden Tellers hörte. Und wie Frau Consistorium es befohlen, so geschah es. Das kleine Mädchen empfing den Namen: Optativa Eusebia . . .

Jahre vergingen, ehe sich das frühere Einverständniß zwischen dem Conrector und seiner Frau wiederherstellte und Jahre vergingen, ehe die Mutter es über sich gewinnen konnte, ihre Tochter bei dem verhaßten Namen zu nennen, während Eusebius Stimme von früh bis zum Abende bei jeder Gelegenheit ein lautes: Optativa! Optativa! durch die stillen Räume der Rectorwohnung erschallen ließ.“ So erzählte Hagen.

Alle lachten herzlich über diese wunderlichen Vor-

gänge bei Optativas Geburt. Als man endlich aus dem Gelächter wieder in das ruhige Gleis der Unterhaltung gekommen, frug Frau von Stern Hagen:

„Wissen Sie vielleicht zufällig etwas Näheres über die frühern Lebensschicksale des Hauptmanns Berg?"

Hagen warf einen forschenden Seitenblick auf seine Begleiterin.

„Ich glaube," antwortete er zögernd. Frau von Stern hatte diesen Blick wohl bemerkt.

„Sie können unbesorgt sein, es ist nicht weibliche Neugier, sondern das lebhafteste Interesse an —"

„An — Optativa," unterbrach sie lächelnd Hagen, als er nun das Motiv jener Frage entdeckt.

„Ah! Sie wissen also auch —" murmelte Frau von Stern überrascht.

„Ich weiß nichts, aber ich vermuthe, beobachte, denke, kombinire, und am Ende müßte ja Einer blind sein, wenn er das nicht merken wollte."

„So wissen Sie vielleicht auch, daß der Conrector Brinkmann bei Optativa's Vater um das Jawort angehalten."

„Und welche Antwort gab dieser?"

„Wie es bei seiner Weise zu erwarten. Er sagte,

dies wäre Frauensache. Indessen ist er dieser Bewerbung nicht gerade abgeneigt. Dies ist aber nicht Besorgniß erregend, Ihren Vater kann Optativa leicht umstimmen. Schlimmer ist, daß Frau Elisabeth, die Rectorin, für den Conrector sehr eingenommen ist, und ihrer Tochter die dringendsten Vorstellungen macht. Optativa hat gestern bitterlich geweint."

„Ah, also daher des Hauptmanns gestrige Melancholie," rief Hagen, „sie dauern mich die Beiden."

„Aus tiefstem Herzensgrunde," fiel lebhaft die junge Wittwe ein, „und was soll Optativa dem Drängen der Eltern und besonders dem der Mutter entgegenstellen? Am Ende ist es der Rectorin nicht allzuübel zu nehmen, wenn sie ihrem Kinde, an der Seite eines braven Mannes, eine sichere Lebensstellung geben will. Die kann ihr der Hauptmann allerdings bis jetzt nicht bieten."

„Vielleicht aber bald," warf Hagen sinnend hin.

„Haben Sie irgend welche Hoffnung?" frug lebhaft Mathilde, „steht ihm vielleicht eine Erbschaft oder ein ähnlicher Glücksfall bevor? O, bitte, sprechen Sie, damit ich Optativas gebeugtes, kummervolles Herz trösten und aufrichten kann."

„Nein, nein, so etwas ist es nicht," lächelte Hagen, „weder eine Erbschaft, noch sonstiges Hab und Gut, aber eine sichere Lebensstellung — vielleicht," setzte er hinzu. „Erwecken Sie deßhalb nicht zu sanguinische Hoffnungen in dem Herzen ihrer Freundin. Die Angelegenheit ruht noch zu sehr im Schooße der Zukunft, in sechs Wochen aber dürfte sie entschieden sein."

„Also wenigstens ein Hoffnungsschimmer. O, sie wird sich schon darüber freuen, meine Optativa. Sie hat gestern, da ihre Mutter alle jene Macht, die eine Mutter über das Herz einer sie liebenden Tochter besitzt, geltend machte, unendlich gelitten. Und übermorgen schon soll der entscheidende Tag sein. Brinkmann will dann die bestimmte Antwort holen"

„Schon so nahe?" rief Hagen, „das heißt Hannibal vor den Thoren! Am Ende wäre es gut, wenn ich einen kühnen Handstreich wagte und zu dem Rector ging, um ein gut' Wort für Berg einzulegen."

„O, thuen Sie es, wenn Sie es irgend können," bat Frau Mathilde, und drückte lebhaft Hagens Hand, „wie dankbar wollte ich Ihnen sein."

„Ich möchte ohnedies den alten, wunderlichen

Kauz einmal besuchen. Er war mir immer geneigt, eine Zeitlang war ich sein Lieblingsschüler. Das ist nun freilich schon sehr lange her, indessen denke ich doch, daß er sich meiner noch gut erinnert."

„Ich frug Sie vorhin, ob Ihnen etwas von des Hauptmanns frühern Lebensschicksalen bekannt," begann Frau von Stern nach einer kleinen Pause, „wollen Sie mir Nichts darüber mittheilen?"

„Unter der strengsten Discretion und nur, weil Sie die Freundin seiner Optativa sind —"

„Auf mein Stillschweigen können Sie bauen, auch ohne daß ich es Ihnen auf Cavalier-Parole versichere," lächelte die reizende Wittwe.

„So erfahren Sie, daß Berg — ich erfuhr es aus seinem eigenen Munde, als er vorgestern Abend mir und Karsten seine Lebensgeschichte mittheilte — schon einmal verheirathet war."

„Schon verheirathet?" flüsterte erstaunt die junge Frau.

„Er lebte damals als Professor am Cadettenhause in N..... und seine Frau war die Tochter eines Obristlieutenant a. D., der in derselben Stadt lebte. Sie war äußerst liebenswürdig, schön, geist-

reich — und galant, wie der arme Berg leider nur zu spät erfuhr.

Die Dame hatte interessante Liäsons mit Prinzen und Grafen, Studenten und Künstlern, und schließlich ging sie mit einem Prinzen, der ihr versprochen, sich mit ihr zur linken Hand trauen zu lassen, durch. Ihr Mann eilte ihr in der ersten Aufwallung der Leidenschaft nach, holte sie ein, schoß sich mit dem Prinzen, verwundete ihn gefährlich, wurde verhaftet und, nach mehrmonatlichem Festungsarrest, seines Amtes als Professor an der Kriegsschule entlassen —."

„Aber mein Gott!" unterbrach ihn hier Frau von Stern verwundert, und indem sie zugleich sinnend die Hand an die Stirn legte, „wie ist mir denn? . . Sie erzählen mir da eine Geschichte, die ich vor Jahren irgendwo gelesen, in einer Zeitung oder Gott weiß wo . . . Ja . . . ja, jetzt besinne ich mich, das ist ja die famose Geschichte, die damals durch alle deutsche Blätter ging, es mag jetzt vielleicht sechs Jahre her sein . . . Richtig, Anno 46 war es! . . Ich war damals gerade mit meinen Eltern in Wiesbaden; das Duell zwischen dem Prinzen und Bergedorf — so hieß doch der Professor —

fiel in Ems vor und alle Welt sprach in Wiesbaden davon."

„Ganz recht. Nach seiner Entlassung bat er bei seinem Könige um die Erlaubniß, statt seines früheren Namens von Bergedorf sich fortan nur Berg nennen zu dürfen, und das Gesuch wurde ihm gewährt. Uebel und böse schlug er sich, da er kein Vermögen besaß, durch die Welt, von dem geringen Ertrage literarischer Arbeiten lebend. Da kam das Jahr 48 und die Erhebung Schleswig-Holsteins. Von Bergedorf, oder vielmehr, wie er sich jetzt nannte, Berg, hatte kaum die Kunde von dem Rufe, „zu den Waffen," der die Herzogthümer durchbrauste, vernommen, als er hinauf nach Kiel eilte. Er bekam eine Lieutenantsstelle, und avancirte in dem kleinen tapfern Heere, auf welches Deutschland stets mit Stolz blicken kann, bis zum Hauptmanne. Dann schleuderte ihn das Geschick in unsere Stadt, wo er sich, wie Sie wissen, durch Privatunterricht kümmerlich genug ernährt. Und wahrlich, es ist Schade um den Mann, daß sich seine Kraft, seine Thätigkeit, sein reiches Wissen so aufzehrt in traurigem Kampfe um den Erwerb des täglichen Brodes. Mir zittert das Herz vor Ingrimm, wenn ich solch trauriges Schau-

spiel erblicke. Während so viele seichte, hohle Köpfe, so viele marklose Menschen sich mit voller Behaglichkeit an der Tafel des Lebens niederlassen, in jeglichem Genusse schwelgen — würgt dieser arme Berg, würgen sich hundert Andere, gleich brave Männer, mit dem bleichen Gespenste des Elendes, des Hungers, der Noth, der Sorge, ab."

„Wie leidenschaftlich Sie da sprechen —" rief, überrascht von diesem Ausbruche, Frau von Stern, „diese Heftigkeit hätte ich in Ihnen nicht vermuthet."

„Ich bezwinge sie genug, aber zuweilen fluthet es über und dann lasse ich es hinbrausen. Doch glauben Sie nicht, theure Freundin, daß ich deshalb, weil ich vielleicht weniger und seltener eifere, die Thorheiten unserer Zeit nicht ebenso tief, wie Andere empfinde. Es ist und bleibt ein schmachvoller Anblick, zu sehen, wie ein Mann in unserer jetzigen Welt, häufig mit Aufbietung aller seiner Kräfte, nicht soviel verdient, um seine und seiner Familie Existenz damit feststellen zu können; es ist ein Anblick, der mir das Blut in den Adern aufjagt, zu sehen, wie nichtsnutzige, faule, dicke, von Müßiggang und Völlerei aufgeschwemmte Bäuche, sich von Stadt- und Staatswegen mästen lassen. . . Doch genug,

genug! Trage ich doch auch mein Bündel Schuld. Wäre ich nicht so nachlässig gewesen," und eine düstere Wolke lagerte sich auf Hagens Stirn, „hätte ich das nicht auf Morgen verschoben, wozu das Heute kaum früh genug war, so lebte vielleicht jetzt auch eine Menschenseele noch, die unter Qualen hinüberging. . ."

„Ah! Sie meinen den alten Dubois," fiel ihm hier Frau Mathilde mit wehmüthigem Ausdrucke ins Wort, „es hat mich tief geschmerzt, was ich von des Alten traurigem Schicksale gehört. Sie können mir einen Gefallen thun, Herr Doktor, ich wollte heute früh einige Einkäufe machen, und steckte das Geld da in meine Börse. Unterdessen kam Besuch und ich vergaß es. Wollen Sie vielleicht die Kleinigkeit," und Sie überreichte ihm eine Fünfzig-Thaler-Note, „der armen Frau zustellen? Sie müssen aber verschweigen, von wem sie kommt."

„Gaben der Mildthätigkeit, aus so schöner Hand, haben zwiefachen Werth," sprach der junge Gelehrte, und küßte, indem er sich niederbeugte, die Hand der jungen Wittwe. Der Kuß mochte wohl etwas heißer, als der, den bloße Galanterie auf die Fingerspitzen haucht, gewesen sein. . . Denn Frau Ma-

thilde zuckte leicht zusammen, zog rasch die Hand zurück und wurde glühendroth, bis zur weißen, schönen Stirn hinauf.

Auch Hagen wurde roth, und es war gut, daß in dem Augenblicke Herr Gerold mit Elise ihnen zurief, etwas schneller zu gehen, weil Regen drohe!

Und wirklich fing es schon an zu tröpfeln, und mit emporgeschürzten Kleidern, liefen die beiden jungen Frauen eilig den Waldpfad hinab, während die beiden Herren ihnen lachend folgten.

Zwanzigstes Kapitel.

Lärm und Getöse des Wahlkampfes seit zwei Tagen überall, aller Orten und Enden! Es waren nur noch vier kurze Wochen bis zur Wahlschlacht, und schon jetzt mußte jede Partei suchen, ihre Streitkräfte zu sammeln, zu ordnen und zu mustern und sich Bundesgenossen zu werben. .

Die sonst so ruhige und friedliche Stadt hatte wieder etwas von jener Physiognomie des Jahres 1848, wo die Plakat-Ankleber die Arbeit der Haus-

abfärber unnütz machten und sich jeder Bierkeller und jedes Kaffeehaus zum Debattirklub verwandelte. Nicht weniger als vier Candidaten waren für das Bürgermeisteramt aufgestellt. Zuerst erschien in der „Stadt- und Landtrompete," die jetzt täglich eine Extra-Inseratenbeilage brachte, ein „Eingesandt" folgenden Inhalts!

„Mitbürger! Könnt Ihr bei Eurer Wahl einen Augenblick zweifelhaft sein, könnt Ihr den Mann vergessen, der seit Jahren als Bürgerfreund und Patriot gewirkt und gestrebt? Wählt keine Neulinge, von denen Ihr noch nichts wißt und kennt, sondern, wem das Wohl der Bürgerschaft am Herzen liegt, wähle unsern hochgeehrten

Bürgermeister Dr. jur. August Rothe!

Ein Bürger, der es mit der Stadt wohl meint."

Am folgenden Tage erschien ein zweites Inserat, welches also lautete: „Mitbürger! Habt Ihr die gute alte Zeit vergessen, wo Wohlstand und Ruhe in unsern Mauern blühten, wo Stille und Anstand herrschte, wo Eintracht und Frieden die Bevölkerung beseelte, wo Magistrat und Bürgerschaft Hand in Hand gingen, wo die Aufwiegler verachtet wurden und die gutgesinnte Bürgerschaft treu zu ihrer Obrigkeit hielt?

Mitbürger, wenn Ihr diese Zeit nicht vergessen habt und wieder zurückrufen wollt, so wählt

Herrn Senator Wilhelm Drossel!

Den deutschen Biedermann von ächtem Schrot und Korn!

Ein alter Bürger, der das Beste der Bürgerschaft will."

Und gleich darunter:

„Ein Mann, Mitbürger lebt in unserer Mitte, der vor Allem verdient, daß auf ihn Eure Wahl fällt. Ehrlich im Berufe, rechtlich, brav, die Beschwerden uud Bedürfnisse der Bürger kennend, wird er am Besten das Regiment der Stadt führen.

Wahrheit und Ehrlichkeit vor Allen Dingen! Mitbürger, ist sein Wahlspruch, wer ein Freund der Wahrheit und Ehrlichkeit ist, wähle unsern allgemein verehrten

Senator und Kaufmann

Christian Gottlob Pfeiffer!

Mitbürger, Ihr kennt den Ehrenmann, und wißt, was Ihr zu thun habt.

Ein ehrlicher Bürger, dem Nichts über das Wohl der Gemeinde geht!

Und gleich daneben:

„Mitbürger! Wer will, daß unsere Gemeindeordnung immer tiefere Wurzeln in Stadt und Land schlage, wer es mit dem Fortschritte in allen städtischen Dingen hält, wer Freiheit, Recht und Gesetz als die Grundlage des bürgerlichen Wohlseins anerkennt, der gebe seine Stimme unserem Mittbürger, dem

Doktor Heinrich Hagen.

Advokat Karstens, Gottf. Möhring, Schwarz.

Acht Tage lang erschienen diese vier Candidaturen in der „Stadt- und Landtrompete," und der Zufall führte seltsame Illustrationen in Gestalt eines ganzen Schwarms kleiner, anonymer Annoncen, unter und um diese Manifeste. So las man unmittelbar unter der Candidatur-Anpreisung Rothes, folgendes:

Eingesandt: „Kann auch ein kranker Mann, der sechs Mal in der Woche Abends von 5 — 8 Uhr Schwindelanfälle hat, Bürgermeister sein?" Und dann einige Zoll tiefer:

„Ein altes Bierfaß wird wegen Mangels an Raum zu verkaufen gesucht. Offerten bittet man unter der Chiffer. „Dr. A. R." in der Expedition dieses Blattes abzugeben."

Auf der linken Spalte aber, wo der „alte Bürger,“ der Mann der guten alten Zeit, den Senator Drossel empfahl, stand:

„Wer gesonnen ist, sich zu hängen, warte noch vier Wochen, wo in unserer guten Stadt eine allgemeine Drosselei stattfinden wird. Unentgeltlich, und von Amtswegen.“

Daneben aber frug ein Unus pro multis in einer ergebensten Anfrage an den „alten Bürger:“ Wird in Zukunft die vornehme Polizeistunde auf dem Casino und Rathskeller auch erst um zwölf, und in den bürgerlichen Lokalen um 10 Uhr schlagen? Um Antwort wird gebeten sub. W. D. Poliz. a. D.“

Hinter dem Wahlspruche Pfeiffers aber: „Wahrheit und Ehrlichkeit vor allen Dingen,“ hatte sich folgende Zeile eingeschlichen:

„Und richtiges Gemäß und Gewicht, und unter 1 ℔. Kaffee nicht 1/4 ℔. Steine.“

Darüber aber stand: „Die Gemeinde Krähwinkel sucht auf diesem, nicht mehr ungewöhnlichen, Wege einen Finanz-Senator zur Ausbesserung ihrer mißlichen Geld- und Vermögensumstände.“

Gleich daneben eine Empfehlung folgenden Inhalts:

Empfehlung: Allen den verehrlichen Gemein-

den im deutschen Vaterlande, die von dem Trubel und dem Spektakel des Jahrmarktstreibens befreit sein wollen, können wir ein untrügliches Kammermittel empfehlen. Reflectirende mögen sich poste restaute an Hrn. Chr. Gott. Pf. in frankirten Briefen wenden."

Die anständigste Stylprobe aber fand man unter der Candidatur-Ankündigung Hagens. Hier hatte eine edle Seele sich folgender Gestalt verewigt: „Mitbürger! wählt keine grünen Jungens, die noch nicht hinter den Ohren trocken sind." Und gleich daneben:

„Nur keine gelehrten Federfuchser, sondern einen Bürgersmann, der weiß immer, wo uns der Schuh drückt. Mitbürger, wir brauchen keinen Studirten!"

Nicht geringe Sensation machte bei Vielen auch folgende mysteriöse Annonce, deren Verfasser Mancher errathen wird:

„Mitbürger! Habt Acht! Der Erbfeind geht um. Zwietracht sät er unter dem Waizen. Blos in dem HERRN ist das Heil. Siehe, er suchet Einen, den er verschlinget. . Hebe Dich weg Versucher † † † und die Kinder des Lichts fürchten Dich nicht. Fal-

let nicht in die Stricke der Zwietracht, die er euch gelegt hat."

„Die ist von keinem andern Menschen, als dem verrückten Kerl, dem Frühe, sagte der Hofbäcker, als er das Blatt las, „wenn der Kerl nicht in einem halben Jahre die Zwangsjacke anhat, will ich funfzig Thaler in die Armenkasse geben."

Den bedeutendsten Erfolg und die größte Sensation unter allen diesen patriotischen Ergüssen machte die Anzeige von der bevorstehenden Drosselei. Drossel, dem der Kreisrath Spitzkopf nach der Spaltung des Vereins für Bürgerwohl und Bürgerglück seine alleinige Unterstützuug zugesagt, war außer sich, als ihm seine Freunde mittheilten, wie der schlechte Witz in allen Wirthshäusern und Bierwirthschaften die Runde mache und die Aufläder, Markthelfer und Straßenbuben mit seinem Namen ihren schnöden Spott trieben.

Acht volle Tage ließ er sich außer dem Hause nicht blicken, und als er endlich doch einmal eines unaufschieblichen Geldgeschäft halber ausgehen mußte, rief ihm eine Schaar böser Gassenkinder nach:

Sprenkelsteller, Vogelleim!
Vogelfänger bleib' daheim!
Das Rathhaus ist kein Vogelheerd
'Ne Drossel keinen Heller werth!

Nicht tiefer können jenen alten König, der einem Dichter, weil er ihn verspottet, die Hände abhauen und die Zunge ausschneiden ließ, jene Spottverse geschmerzt haben, als den Polizeiherrn a. D. diese improvisirte Straßen-Poesie, für welche die Gassenjugend aller Orten so viele naturwüchsige Anlage besitzt. . .

Ganz außer sich, wüthend und schäumend, kam er nach Hause, und tobte, zum Schrecken seiner Familie, wie ein Besessener. Die jahrelang angehäufte Bitterkeit seiner Seele, die sich in ihm von jenem Tage an abgelagert, wo ihn das Schicksal herunter von dem Capitole trieb, kam in Fluß und zum Ausbruche. Lavaartig fluthete sie dahin. Die Haare sträubten sich seiner Gattin, als sie ihren Eheherrn in der guten Stube, vor den in Oel gemalten Portraits seiner verstorbenen Eltern, also wüthen hörte:

„Mutter, warum mußtest Du mich diesem Manne da," und er deutete auf seines Vaters Bild, „gebären, warum gerade er mein Vater werden, dieser Mann mit

dem lächerlichen, albernen Namen, der sich wie ein Fluch an die Fersen Deines Sohnes heftet?

Warum nahmst Du keinen Mann mit einem andern, menschlichen, anständigen Namen, warum heirathetest Du keinen Müller, Schulze, Schmidt oder Meier? O, was gäbe ich darum, wenn ich Müller, Schulze oder Schmidt heißen würde! Schicksal, warum versagtest Du mir dieses Glück? Warum verschenkst Du es so oft an Undankbare, die es verächtlich, unwillig zurückweisen und es schnöde behandeln. Warum muß gerade ich Drossel heißen?"

Er schwieg eine lange Weile und fuhr dann in weicher, elegischer Stimmung fort:

„Ich würde meinem Namen keinen Appendix anheften, ich würde mich nicht Müller von der Panke, Schulze vom Spitalbache, Schmidt von Rothenberg, oder Meier von der Pleite nennen — ich würde in ruhiger Zufriedenheit, in glücklicher Bescheidenheit, meine Tage als einfacher Müller, Meier, Schmidt und Schulze dahinleben. Warum auch nicht? In meiner Vaterstadt würde mich doch jeder kennen und nach größerer, weiterer Anerkennung strebe ich nicht. Ruhig und neidlos wollte ich den Meiers von der Pleite, den Müller's von der Panke, den Schmidt's

von Rothenberg allen Ruhm gönnen, zufrieden im Bewußtsein, ein einfacher, schlichter Müller und Schmidt zu sein!" So klagte der unglückliche Mann und weinend schlich sich die Gattin zu ihm und, den Arm um seinen Nacken legend, schluchzte sie: „Drossel, bester Mann, gräme Dich nicht, wenn Du erst einmal draußen, unter der Erde liegst, dann werden sie einsehen, was sie an Dir verloren haben, die Undankbaren."

Aber auch anderwärts richteten diese kleinen anonymen Annonçen seltsame Wirkungen an.

So fand die gesammte Kundschaft der Firma Pfeiffer, daß der Kaffee noch nie so gut gewesen sei, als jetzt, und die Dienstmädchen und Hausfrauen fanden in einem Pfunde Kaffee kaum ein halbes Dutzend kleine Steine.

Den wunderbarsten Einfluß aber übten diese harmlosen Zeitungsinserate und Randglossen auf die Gesundheit des schwindelkranken Bürgermeisters. Die Folgen jenes Schlaganfalls waren durch schnelle und zweckmäßige ärztliche Behandlung bald gehoben, und der Bürgermeister meinte, als Mantius ihn besuchte, „wenn die Schwindelanfälle nicht wieder-

kehren, hoffe ich, recht gesund zu werden.“ „Ich hoffe, daß sie nicht wiederkehren,“ hatte darauf Mantius in sehr bestimmtem Tone gesagt.

Trotzdem kehrten sie ein paar Mal wieder. Es war dies merkwürdiger Weise stets an den Tagen, wo der Rathskellerwirth ein Faß Kulmbacher anzapfte. Ein Mal hatte ihn der Anfall, wie er eben aus dem Rathskeller herauskam, dicht an der steinernen Treppe niedergeworfen, das andere Mal hatte er ihn gegen den gußeisernen Candelaber in Mitten des Marktes geschleudert.

Seit dem Erscheinen jener Zeitungsanfrage indessen, hatten diese Schwindelanfälle ein plötzliches Ende genommen. Denn von dem Tage an, wo jener „Civis“ in der Stadt und Landtrompete die Anfrage gethan, ob ein kranker Mann, der mit Schwindelanfällen behaftet, Vater der Stadt sein könne, versicherte Rothe überall, nicht ohne geräuschvolle Ostentation, daß er sich nie einer bessern Gesundheit, als jetzt, erfreut habe, daß er die Homöopathie gebrauche, und daß schon nach den ersten Pulvern die Schwindelanfälle aufgehört, daß er Allen, die an Schwindel litten, die homöopathische Behandlungsweise empfehle, daß der Leip-

ziger Professor, der das Simila Similibus lächerlich mache, im Irrthume sei, da sich an ihm seine heilende Kraft merkwürdig bethätigt. Begegnete ihm ein Bekannter auf der Straße und frug nur so leicht hin, „Nun, Doctor, wie geht es," da rief Rothe mit einer Stentorstimme, und so, daß die Vorübergehenden zusammen schracken:

„O ganz vortrefflich, ganz vortrefflich, mein Bester, fühle mich wie ein Jüngling, so frisch und munter." Und überall und bei jeder Gelegenheit, brachte er das Gespräch auf seine unverwüstliche Gesundheit und körperliche Rüstigkeit, deren er sich seit einiger Zeit erfreue. „Der Schlaganfall hat mich total curirt," sagte er, „ich habe jetzt keine kranke Ader an mir. Bin gesund, wie ein Fisch, wie ein Fisch im Wasser."

In Kurzem hieß der Doctor in der Stadt allgemein: „der gesunde Mann," und oft zeigten sich ihn die Schulbuben gegenseitig mit den Worten: „Fritz, Christian, dort geht der gesunde Mann."

Aber nicht bloß in der Localpresse, in der Stadt- und Landtrompete, sowie in den jüngst entstandenen neuen Morgenblättern: „Deutsche Stadtchronik" und der „Hochwächter am Berge," war der Wahlkampf

entbrannt, auch in den Gasthöfen, Café's und Bierhäusern. Bis spät in die Herbstnacht hinein saßen die Gäste unten im Rathsweinkeller, im Casino, in der Bierstube zum schwarzen Bock, zu den drei Zeisigen und dem grünen Jäger und debattirten über die Bürgermeisterwahl. Dicke Tabaksdampfwolken lagerten sich über ihren Köpfen und den rothglühenden Biergesichtern, und wenn die Nachtwächter draußen die Mitternachtsstunde abriefen, klapperten noch lange drinnen die Zinndeckel der Seidel.

Ein Prognostikon zu stellen über den Ausgang der Wahl war noch nicht gut möglich. Die Pfeiffer'schen und Drossel'schen Partei-Genossen machten zwar das größte Geschrei, und ritten die Bierbänke vom frühen Morgen, bis in die späte Nacht hinein, allein das konnte man doch merken, daß sie ihre Anhänger nur aus gewissen Zunftkreisen rekrutirten, in denen noch ganz die mittelalterlichen Innungsartikel regierten. Es waren dies besonders die Fleischer und Bäcker, welche aus Furcht vor Aufhebung ihrer „Gerechtigkeiten" mit verzweifelter Zähigkeit an dem Alten hingen. Sowohl die Fraction Pfeiffer, als die Fraktion Drossel hatte nämlich ausge-

sprengt, wenn die „Rothen," so nannte man in diesen Kreisen die Anhänger der Gemeinde-Ordnung, siegten, so würde Gewerbefreiheit eingeführt, der Magistrat könne dies auf eigne Faust thun, nach der Gemeindeordnung brauche er die Landesregierung deshalb nicht anzugehen und andere Dinge mehr. Dazu kamen noch einzelne alte Querköpfe aus dem vorigen Jahrhunderte, die sich stets an die gute, alte Zeit erinnerten, wo eine Perücke mehr bedeutete, als der Kopf, den sie bedeckte, einzelne versprengte Parteigänger aus den übrigen Innungen, und dann jene dienstergebenen Seelen des Herrn von Spitzkopf, welche überall den braven Herrn Drossel herausstrichen.

„Nur unbesorgt," sagte eines Tages der Kreisrath zu dem Polizeiherrn, als ihm dieser sein Leid wegen der schändlichen Gassenimprovisationen klagte: „nur unbesorgt, wir bringen Sie durch. Die Andern zersplittern sich und wir können doch, wenn ich meine Leute dazu rechne, auf wenigstens zweihundert Stimmen sicher rechnen. Das ist etwas werth, mein lieber Drossel, wenn schon so ein fester Grundstamm vorhanden."

„Aber, Herr Kreisrath, bedenken Sie doch auch:

zweitausend Wähler," zweifelte Drossel, der den Muth gewaltig verloren.

„Auf dem Papiere," tröstete Benno von Spitzkopf, „denn erstens stimmen von diesen zweitausend Wählern nach den in letzter Zeit gemachten Erfahrungen höchstens 1200! zweitens zersplittern sich diese zwölfhundert Stimmen auf vier, oder vielleicht noch mehr Candidaten. Und unter diesen Umständen sind zweihundert feste sichere Stimmen schon ein ganz respectables Contingent."

So getröstet, ging der ehemalige Polizeiherr mit gehobenem Kopfe davon, mit ingrimmiger Verachtung gegen die Straßenjugend, die ihn wieder mit dem:

„Sprenkelsteller, Vogelleim,
Vogelfänger, bleib daheim.
Das Rathhaus ist kein Vogelherd,
'Ne Drossel keinen Heller werth."

empfing. Am stillsten, vielleicht aber am rührigsten, war die Agitation für Rothe, deren geheime Triebfeder und Seele der Schulrath Mantius war.

Hier ließ er die Einen durch die Erinnerung an Rothe's frühere liberale Antecedentien ködern, dort die Andern durch einen Wink auf die Gefügigkeit, die man bei einem Manne, wie Rothe, voraussetzen

könne, hier machte er auf Rothe's praktische Geschäftskenntniß aufmerksam, dort wieder suchte er das Mitleid für die außerdem nahrungslose Familie des Bürgermeisters als Motiv zu benutzen, mit einem Worte, er ließ alle Minen springen, um seinem Schützlinge Sympathien und Stimmen zu erwerben. Aber auch die Partei Hagen entwickelte, nachdem er einmal öffentlich auf dem Schauplatze aufgetreten und sich als Candidat hatte aufstellen lassen, eine nicht ungewöhnliche Thätigkeit. Nicht ohne einige Ueberraschung lasen die guten Bürger in den Morgenblättern:

Heute Abend sieben Uhr Bürgerversammlung im Schießhause.

Die Unterzeichneten haben beschlossen, heute Abend im großen Saale des Schießhauses eine Allgemeine Bürgerversammlung abzuhalten, und laden ihre Mitbürger dazu mit dem Bemerken ein, daß der mitunterzeichnete Doktor Heinrich Hagen, in einer Ansprache an die Versammlung seine Ansichten über unsere Gemeindeordnung und die Grundsätze, die er bei einer etwaigen Erwählung zum Bürgermeister befolgen würde, darlegen wird.

In Gemäßheit des Gesetzes vom 4. Februar

1850 „über das Vereins- und Versammlungs-Recht,“ §§. 11 und 12, können nur in hiesiger Stadt wohnende, wahlfähige, männliche Personen der Versammlung, von deren Abhaltung die herzogliche Polizeidirection in Gemäßheit vom §. 10 desselben Gesetzes in Kenntniß gesetzt, beiwohnen.

Adv. Karsten. Oekonom Möhring. Zeugschmied Schwarz. Dr. Heinrich Hagen.

Interesse an der Sache, Neugierde und andere Beweggründe hatten am Abende des genannten Tages eine so große Menge von Bürgern im Saale des Schießhauses versammelt, daß der Raum sie kaum zu fassen vermochte. Fensterbreter und Orchester waren besetzt und es konnte kein Apfel zur Erde fallen.

Auf einer Estrade befanden sich die Veranstalter der Versammlung. Nach einigen kurzen, einleitenden Worten, mit welchen Advokat Karsten die Versammlung eröffnete, ergriff unter erwartungsvollem Stillschweigen Hagen das Wort:

„Obwohl ein Kind dieser Stadt, stehe ich doch den Meisten von Ihnen persönlich unbekannt gegenüber. Indessen wird dies wesentlich ausgeglichen

durch die Gleichheit von Ansichten und Grundsätzen, die ich bei Vielen von Ihnen wohl voraussetzen darf.

Ich bewerbe mich bei Ihnen um das wichtigste Amt in unserm städtischen Gemeinwesen. Diese Bewerbung allein schon genügt, Ihrerseits die berechtigte Forderung an mich zu stellen, jene Ansichten und Grundsätze öffentlich vor Ihnen auszusprechen. Lassen Sie mich dies durch die Beantwortung der drei Fragen: Was ich will? Wie ich es will, und warum ich es will? thun.

Was ich will? Ich will zuvörderst, falls mich Ihre Wahl trifft, daß unsere Gemeindeordnung jene tiefen, festen Wurzeln in der Bürgerschaft schlage, ohne welche eine längere Dauer derselben nicht möglich. Nur wenn die Idee des Gesetzes in Ihr Fleisch und Blut übergegangen, wenn Sie Alle seine Existenz für eine unumgängliche Nothwendigkeit unseres Gemeindelebens betrachten, nur dann ist das Gesetz jene sichere Basis, auf welcher sich getrost der fernere Ausbau erheben kann, ohne daß wir die Befürchtung zu hegen brauchen: der erste Windstoß werfe diesen Aufbau über den Haufen. Ich will, daß Sie Alle von der Nothwendigkeit des Gesetzes

überzeugt werden, von der Nothwendigkeit der freien selbständigen Regierung der Gemeinde durch sich selbst, ohne jene polizeiliche Bevormundung, welche in Zeiten der Gefahr keine Gewähr in sich birgt, sondern nur vollständige Rath- und Hilflosigkeit, in Zeiten der Ruhe aber unerträgliche Belästigung, gleich hinderlich dem Gedeihen des individuellen, als des allgemeinen Wohlseins mit sich führt. Ich will, daß jeder einzelne Bürger zu der Ueberzeugung gelangt, daß jede Bürgerschaft, jede Gemeinde am Besten wissen muß, was ihr frommt und was ihr nicht frommt, und daß man in die Hände der selbstgewählten Vertreter und Beamten am Sichersten die Sorge für das Wohl derselben legt. Endlich will ich, daß alle die Paragraphen, welche in dem Gesetze enthalten, in Zukunft nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Wirklichkeit bestehen. Das, meine Herren, will ich. Wie ich es will? Zuvörderst dadurch, daß ich durch die strengste und gewissenhafteste Befolgung des Gesetzes jedem Einzelnen die Ueberzeugung gewähre, daß es mir heiliger Ernst ist, mit meinem Vorsatze, daß ich zweitens alle jene Verbesserungen nach Kräften anbahne, deren Keim in der Gemeindeordnung enthalten, und

so auch die Bürgerschaft in materieller Beziehung von der Vortrefflichkeit der neuen Ordnung überzeuge. Dadurch endlich, daß ich auf jede Weise, die gesetzlich, das Interesse der Bürger für die öffentlichen städtischen Angelegenheiten rege mache und erhalte. Soll ich Ihnen nun auch das Warum? enthüllen, den letzten eigentlichen Beweggrund? Ich will es, damit meine Handlungsweise und ihre Beweggründe offen und klar, wie ein aufgeschlagenes Buch, in dem Sie nur zu lesen brauchen, vor Ihnen liegen.

Fern von Europa, während der stürmischen Bewegung der letzten Jahre, bin ich doch stets allen Vorgängen im deutschen Vaterlande mit jener liebenden Aufmerksamkeit, mit jenem patriotischen Eifer gefolgt, dessen Größe nur Der recht zu messen vermag, der die Sehnsucht und das Verlangen nach dem Lande der Heimath, in der Brust des vom Vaterlande Entfernten, kennt.

Täglich habe ich darüber nachgedacht, wie es wohl kommen konnte, daß eine Zeit, die für Völker und Fürsten gleich glorreich begann, im fernern Verlaufe einen für beide Theile traurigen Umschwung nahm. Ich weiß es, und gebe zu, daß noch andere

Umstände dazu beigetragen haben mögen, aber eine der Hauptursachen scheint mir die zu sein, daß unser Volk, weil nicht in der Schule einer freien Gemeindeverfassung erzogen, auch nicht jenes praktische Geschick besaß, welches bei dem Zustandebringen politischer Werke und öffentlicher Einrichtungen unumgänglich nöthig.

Welchen Einfluß aber Geist und Charakter eines Volkes auf die Gemeindeverfassungen haben, die vom Grundsatz jener altdeutschen Selbstbestimmung der Gemeinde ausgehen, das lehrt uns ein Beispiel aus der Geschichte unseres Jahrhunderts mit einer Eindringlichkeit sonder Gleichen.

Als Preußen unter den Doppelschlägen von Auerstedt und Jena betäubt wankte, als unter den Drangsalen der darauf folgenden Zeit, der Staat Friedrich's des Großen auseinander zu bröckeln drohte, als Muth Gemeinsinn, Patriotismus und jene edle Vaterlandsliebe, die das eigne Selbst mit altrömischer Selbstverläugnung für Volk und Land opfert, so selten wurden, daß die Ausnahmen auf dem dunkeln Hintergrunde jener Episode preußischer, deutscher Geschichte in um so wunderbarer Glorie glänzen, da war es besonders die eine Schöpfung, eines der er-

sten deutschen und preußischen Staatsmänner: die Städteordnung von 1808, welche dem preußischen Volke jenen frischen Gemeinsinn, jene Fähigkeit zum Aufschwunge verlieh, welcher in den Jahren von 13—15 Deutschland die Befreiung von der Gewaltherrschaft der Fremden brachte.

Leider trat in den spätern Jahren in der Entwickelung des preußischen Gemeindewesens ein Stillstand ein, der sich um so fühlbarer machte, je weiter und größer die allgemeine Bildung unter den Volkskreisen wurde.

Täuschen wir uns nicht, meine Herren, über den Umschwung der öffentlichen Meinung, der seit einiger Zeit stattgefunden. Die Zeit jener schroffen Parteispaltungen, die noch vor einigen Jahren unser Volk trennten, ist vorüber und muß vorüber sein. Es handelt sich nicht mehr um die Form, sondern um den Inhalt. Dieser Inhalt heißt Einheit, Freiheit und Wohlstand des deutschen Landes! Bringen wir Alle nur den rechten Willen mit, so läßt dieser Inhalt sich unter jeder Form erreichen. Das allgemeine Bewußtsein geht jetzt dahin: daß es jede Regierungsform acceptirt, welche ihm jenes Maaß von Freiheit, jene Möglichkeit gewährt: die Seg-

nungen der Cultur so allgemein als möglich zu machen. . .'

Wahre Freiheit ist ohne Cultur, wahre Cultur ohne Freiheit nicht denkbar. Freier Spielraum der persönlichen Kraft innerhalb jener Rechtssphäre, die keine Verletzung der Rechte Anderer duldet, freier Spielraum der Entwickelung der Gemeinden, innerhalb jener Grenzen, welche das Gesammtwohl erheischt. Diese Grundsätze, welche das Recht von Fürst und Volk wahren, werden, nach meiner Ansicht, die leitenden sein müssen.

Als Mitglied eines freien Gemeindewesens wird jeder deutsche Bürger mehr von der edlen Liebe zum ganzen, großen Vaterlande durchdrungen sein, als es je der Fall war.

Es liegt zugleich aber auch hierin die Lösung des Streits: wie der Partikularismus, das Stammes-Eigenthümliche der einzelnen deutschen Völkerstämme mit der Einheitsidee zu vereinen sei. In der Verfassung der Gemeinde möge der Stammeseigenthümlichkeit, dem traditionellen Element freien Spielraum gewährt sein, hier möge er seine Befriedigung finden.

Im großen Rathe der Nation mögen des ganzen Volkes Bedürfnisse ihre Erwägung finden. . Doch ich

breche ab, einsehend, daß alle diese Fragen zu wichtig und bedeutend, zu vielfach mit andern verbunden sind, um in einer kurzen Darlegung auch nur andeutungsweise erwähnt, viel weniger erschöpfend untersucht zu werden. . . . Ich glaube aber wenigstens durch das, was ich Ihnen eben über meine Ansichten mitgetheilt, einen Anhaltpunkt für die Beurtheilung meiner Handlungsweise gegeben zu haben. Der Worte sind genug, meine Handlungen werden Ihnen zukünftig zeigen, in wie weit sie mit jenen im Einklange stehen."

Er schwieg und lautlose Stille folgte, als er geendet. Keines jener stürmischen Bravo's, mit denen sonst in Zeiten der Aufregung Redner von ihrer Partei belobt werden, folgte.

Aber trotzdem sah man der Menge an, daß Hagens Worte bei vielen einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hervorgebracht, daß sie die Schwere und das Gewicht derselben begriffen. Als sich die Menge aus dem Saale entfernt hatte, kam Herr Gerold mit einigen Kaufleuten und Fabrikbesitzern auf Hagen, der mit einigen Bürgern noch im Gespräch begriffen, zu, und sprach, ihm die Hand lebhaft drückend:

„Auf meine und meiner Freunde Stimmen, Herr

Doktor, können Sie zählen. . . Das waren frische, wackere Worte, die Sie eben gesprochen, wie wir sie lange nicht gehört.“ Auch unter den Uebrigen gab es Viele, welche sich sagten: Dies ist der Mann, den wir brauchen können.“

Am andern Tage sprach man von Nichts, als von der Rede im Schießhause und man konnte deutlich bemerken, wie viele Anhänger Hagen sich dadurch unter der Bürgerschaft gewonnen. . . . Zwar fehlte es auch nicht an Gegnern, Kritikern, Mäklern und Leuten, welche darin entweder doktrinäres Geschwätz, oder eine neue verkappte Art der Aufwiegelei erblickten, allein diese Stimmen, welche meistens den Gegen-Parteien Drossel, Pfeiffer und Rothe angehörten, bildeten doch nur die Minderzahl.

„Der Sieg ist unser,“ sagte Karsten zu Hagen, „es müßte denn' sein, daß der Schulrath, wie ich schon neulich sagte, ein Zauberer ist — der sich Wahlzettel zaubern kann.“

„Lassen wir ihn zaubern,“ lächelte Hagen, „und thun wir unsere Schuldigkeit. Indessen wollen wir über den Angelegenheiten der Stadt, nicht ganz die der Freunde vergessen. Wie geht es Berg? Ist die Ausweisungsordre rückgängig gemacht?“

„Der Stadtrath hat sich der Sache angenommen und die Angelegenheit schwebt noch in der Recurs-Instanz beim Ministerium. . . Das Beste wäre es freilich, Berg würde Bürger, dann wäre er solcher Chicanen überhoben. . . .“

„Ich habe auch daran gedacht!“ antwortete Hagen. „Unserer Stadt fehlt eine Realschule. Mit zwanzig tausend Thalern Kapital wäre eine solche Bildungsanstalt einzurichten. Ich habe mit Herrn Gerold darüber gesprochen und dieser ist für die Idee eingenommen, sowohl er, als Frau von Stern haben versprochen, einem solchen Institut mehrere Tausend Thaler Unterstützung zu gewähren. In diesem Falle wäre für Berg eine sichere Stellung errungen. Seine Kenntnisse qualificiren ihn vollkommen zum Realschuldirector und ich halte es für unsere Pflicht, Alles zu thun, um dem Manne in der Gründung einer Existenz beizustehen.

„Doctor!“ rief Karsten enthusiasmirt, „dieser Gedanke ist herrlich. Auch ich werde mein Scherflein beitragen.

Sie können mich mit fünfhundert Thaler auf die Liste setzen.“

„Es gilt.“

„Haben Sie Nachricht von Oppermann?“ frug der Advokat, im Begriff zu gehen.

„Ah, gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich soll Sie grüßen. Doch hören Sie selbst, was er schreibt. Es lebt ein ganz neuer Geist in meinem Friedrich.“ Hagen las folgende Stelle:

„Mein Aufenthalt hier dauert länger, als ich anfänglich beabsichtigte. Die Verhandlungen zogen sich ein wenig in die Länge, doch sind sie jetzt dem Abschlusse nahe und wie ich Dir nun sagen darf, zu meiner Zufriedenheit. Es ist entschieden, ich werde Schriftsteller: Jedenfalls ein eben so ehrenwerther Beruf, wie jeder andere. Der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß der Schriftsteller, außer der Berufsgeschicklichkeit, auch noch ein gut Theil Entsagungsfähigkeit braucht. Aber eben das ist es, was mich anzieht. . Dieses Abhaspeln nach hergebrachter Manier hasse ich; blos zu leben, um mich satt zu essen, Kinder zu zeugen und meine Tage in selbstgenügsamer Zufriedenheit zu beschließen: das vermag ich nicht. Es ist schon zu viel Egoismus in der Welt und ich mag ihn nicht noch vermehren helfen.

„Darin steckt der brave Oppermann, wie er leibt und lebt," sagte Karsten, lächelnd auf den Brief deutend, „ohne etwas Märtyrium geht es nun einmal bei solchen Gemüthern nicht ab. Deshalb wird er Schriftsteller."

„Es bezieht sich das," erklärte Hagen, „auf eine Unterhaltung, die wir neulich hatten. Er schien damals schon eine Ahnung von der Suspension zu haben."

„Ah, ich kann mir denken, was er sagte," unterbrach der Advokat Hagen. „Es war von diesem Kapitel schon einmal bei Gerolds die Rede, bei welcher Gelegenheit ich ernstlich mit dem Doktor Schönefeld zusammengerieth. Mit jener Emphase, die Sie an dem Doktor kennen, declamirte er gegen die Mißachtung, die in dem Vaterlande Lessings, Schillers, Göthes in Bezug auf die Schriftsteller und Poeten herrsche. Ich stellte dies gerade zu in Abrede. Denn diese Mißachtung ist in den allermeisten Fällen eine affectirte. Ich frug den Doctor, welcher Stand die Berechtigung haben könne, dem Schriftstellerstande, dem „Literatenthume," um die landläufige Schimpfbenennung zu gebrauchen, Mißachtung zu zeigen. Ich bin, sagte ich ihm, Freund von einer gewissen socialen Statistik und sammle mir allerlei darauf be-

zügliche Notizen. Da fand ich denn, daß es verhältnißmäßig unter jedem andern Stande mehr räudige Schaafe gibt, als unter den Schriftstellern. In meiner fünfzehnjährigen Praxis habe ich vier Beamte, die wegen Malversatio, drei, die wegen Corruption, fünf, die wegen Mißbrauchs der Amtsgegewalt, acht Kaufleute, die wegen Wechselfälschung, funfzehn, die wegen Waarenverfälschung, fünf Geistliche, die wegen Libells, drei Mädchenschullehrer die wegen Incests, acht Handwerker, die wegen Betrugs, fünf, die wegen Meineids, drei Rentiers, die wegen Wucherei, zwei Militärs, die wegen Landfriedensbruchs, einen, der wegen Gotteslästerung, zwei Advokaten, Collegen von mir, die wegen Unterschlagung anvertrauter Gelder, neun Handwerksburschen, die wegen Tumults und Schlägerei und acht Fabrikarbeiter, die wegen schwerer Körperverletzung angeklagt waren, von Amtswegen vertheidigen müssen. Der einzige Schriftsteller, den ich in diesen funfzehn Jahren zu vertheidigen hatte, war ein gewisser Doctor Georg Hummel, damals Mitredakteur an dem in unserer Nachbarstadt erscheinenden „Eulenspiegel.“ Die Sache war einfach die, daß Hummel in seinem Blatte

dem Magistrat des Städtchens Schlechtewitz, welcher eine lächerliche und ungrammatikalisch stylisirte Bekanntmachung erlassen, den Rath gab: bei dem Privatlehrer Schnabel, der einen Cursus für Recht- und Schönschreiben eröffnet, schleunigst Unterricht zu nehmen. Der Magistrat, sich dadurch gekränkt fühlend, klagte, und Hummel wurde zu 5 Thlr. Geldstrafe, eventuell zu fünf Tagen Gefängniß verurtheilt. Wenn ich Ihnen aber nun vollends beweise, daß diese Mißachtung häufig aus purem Neid entsteht, so werden Sie mir recht geben, wenn ich sage, sie ist affektirt. Es gibt auch jetzt mehr als einen Richelieu, der alle seine Ehren, Würden und staatsmännischen Ruhm für ein Lorbeerblatt aus dem Kranze Corneilles hingeben würde. . . Beobachten Sie nur einmal! Da ist der Assessor Mulks. Der zog neulich, als man für die Schillerstiftung sammelte, ganz erschrecklich gegen die Literatenbande los. . . Selbiger Assessor Mulks hält sich nun für einen Schöngeist, für eine poetisch organisirte Natur; zufällig erfuhr ich, daß der brave Mulks über ein Dutzend Novellen geschrieben, von denen leider keine in die Oeffentlichkeit gelangte. Vor vierzehn Tagen endlich gelang ihm der große Wurf, eine kleine Novellette in

ein Stuttgarter Unterhaltungsblatt einzuschmuggeln.. Himmel! Die Freude in des Mannes Gesicht hätten Sie sehen sollen, als er im Lesezimmer des Casino's das Blatt mit seinem Namen und seiner Erzählung fand. Ich bin von Natur nicht gerade boshaft, allein ich konnte mir doch die Genugthuung nicht versagen, ihm zuzuflüstern: „Und das macht Ihnen Freude, Ihren Namen in Mitten solcher literarischer Bande zu sehen?"

Er wurde blutroth im Gesichte und hat seitdem nie wieder von Literatenbande gesprochen.

„Betrachten Sie dann weiter unsern Conrector Brinkmann —"

„Ach, Brinkmann," unterbrach Hagen den Fluß von Karstens Rede, „gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich muß zum Rektor Böhmer in einer Angelegenheit, deren glückliche Beendigung mir recht am Herzen liegt.

Was übrigens Ihre eben gehaltene Rede für die Herren von der Feder betrifft, so zeigt sie deutlich," schloß Hagen lächelnd, „daß Sie ein angeborenes advokatorisches Talent haben, Sie rufen Götter und Menschen zu Hülfe, um den Gegner zu besiegen."

Karsten lachte.

„Nun sagen Sie mir Elogen, wie ein verliebter Ladendiener seiner Grisette, die er das erste mal zu einem ländlichen Tanzvergnügen führt. . . Wahrlich, das fehlte nur noch. Doch nun Gott befohlen! Gehen Sie zum Rektor und lassen Sie sich eine Abhandlung über ἄν und εἰ vortragen."

„Die wird mir wohl nicht erlassen werden, darauf habe ich mich schon gefaßt gemacht. Adieu, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

August Schippmann hatte Recht, wenn er sich einen geriebenen Jungen nannte, Einen, der mit allen Hunden gehetzt ist; er war in der That ein pfiffiger Patron, dem Manches gelang, woran das Beginnen anderer Menschenkinder gescheitert wäre.

Auch die Babette hatte er richtig ins Garn gelockt und acht Tage nach jener Unterredung Schippmanns mit dem Catecheten, war das Mädchen sammt

ihrem Kinde in der Begleitung des ehemaligen Sportelrendanten nach Bremen abgereist, um sich hier mit Schamvogel nach Amerika einzuschiffen. Der lustige Lebemann hatte ihr gesagt, der Catechet müsse, um Verdacht zu vermeiden, einen andern Weg einschlagen.

Das Mädchen, von Liebe und Leidenschaft berauscht, glaubte diesen Vorspiegelungen, sie glaubte, daß der Catechet nur um Marie werbe, um einen Theil des Heirathsguts in seine Hände zu bekommen, und so die Mittel, mit ihr jenseits des Oceans ein neues Leben zu begründen.

Schamvogel hatte dem Sportelrendanten 200 Thlr. gegeben, davon sollte er die Ueberfahrtskosten für Babette bestreiten, das Uebrige ihr aber in dem Augenblicke, wo er sie an den Bord des Schiffes gebracht, einhändigen.

Dem lustigen Lebemanne kam dieser Ausflug nach Bremen höchst gelegen. Auf fremde Kosten eine Reise zu machen, mit der Aussicht, sich herrlich zu amüsiren: „Straf' mich" murmelte er, „Eduardchen ist doch n' Mordskerl, denkt auch d'ran, seinem Onkel n' Freude zu machen . . . hä hä, freue mich ganz verflucht auf die Austern und den Caviar und

den Rathskeller . . . soll 'n verdammt feines Gesöff unten liegen . . . Und wenn's Glück gut, dann halte ich vielleicht auch 'mal mit der Babette 'ne Betstunde."

Der alte Wüstling baute auf das Alleinsein mit Babette und die Schutz- und Hülflosigkeit des Mädchens, seinen abscheulichen Plan. In Hannover, wo man übernachten mußte, suchte Schippmann das Mädchen durch starken Portwein zu berauschen, allein Babette, welche mit Entsetzen die lüstern-funkelnden Augen des alten Bummlers auf sich gerichtet sah, nippte nur von dem Weine. Dann bestand er darauf, mit ihr in demselben Zimmer zu schlafen, da er dem Catecheten versprochen habe, sie wie seinen Augapfel zu bewahren.

„Ich kann mich selbst bewachen," antwortete bestimmt das Mädchen, indem sie ihr Kind fest an sich drückte, „und brauche keinen Beschützer; ich riegele die Thüre zu, und wenn sich mir Jemand naht, habe ich genug Kraft, mich zu vertheidigen, und hier auch eine Waffe." Und sie zeigte ihm ein starkes, scharfes Taschenmesser, welches sie bei sich trug.

Der lustige Lebemann erschrak bei dem energischen Ausdrucke, der sich in Babette's Ton und Ge-

berde zeigte und wich scheu zurück. Babette riegelte die Thür ihres Schlafzimmers zu, nahm ihr Kind in den Arm und legte sich halb angekleidet zu Bett... Gegen Mitternacht pochte es an ihre Thür. Sie ließ den nächtlichen Besucher aber pochen und bald darauf hörte sie auch, wie sich der alte Schleicher mit leisen Schritten entfernte. Am andern Morgen ging die Reise nach Bremen weiter.

Schippmann erwähnte den Vorfall von gestern Abend mit keinem Worte, und erst als sie in Bremen angekommen und in einem Gasthof abgestiegen waren, wagte er es, einen neuen unverschämten Antrag an das Mädchen zu richten...

Das leidenschaftliche, aufgeregte Mädchen spie dem alten Wüstling ins Gesicht: „Pfui!" rief sie außer sich, „Sie schmutziger Mensch, wie können Sie es wagen, mir solche schmachvolle Worte zu sagen... O! Du mein Gott," und sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen und Weinen aus, „bin ich denn ein so gesunkenes und verworfenes Geschöpf, daß man mir solche Gemeinheit zu bieten wagt?"

Betroffen, und einen Scandal, der durchaus nicht in seinem Plane lag, fürchtend, suchte Schippmann, während er sich mit dem Rockärmel den Speichel

von Stirn und Backen wischte, die Aufgeregte zu beschwichtigen.

„Straf' mich, Jüngferchen, war nicht so gemeint . . . na, hören Sie auf mit der Heulerei . . . sind ja verflucht solid . . . können's unser Einem nicht verdenken, wenn Einem der Mund wässert . . . hä hä, ist doch auch nicht von Stroh . . . na, straf' mich, soll nicht wieder passiren, aber hören Sie jetzt auf zu greinen, verflucht, die Leute denken sonst was." In dieser Weise suchte er das Mädchen zu beschwichtigen; sich selbst aber gelobte er, sich anderweitig dafür zu entschädigen, wenn er nur erst einmal das Frauenzimmer mit dem kleinen Balg los sei . . .

Wie er dies bewerkstelligte und welchen Ausgang die von ihm übernommene Commission nahm, darüber gibt der Brief Aufschluß, den er von Bremen aus an den Catecheten schrieb:

Bremen, Ende Oktober.

Straf' mich, Eduardchen! das war 'n verflucht sauer Stück Arbeit! Möchte's nicht sobald wieder riskiren . . . Aber fort ist sie! seit gestern schwimmt sie auf 'm Wasser.

Freitag Abend kamen wir hier an. Bei der

Gelegenheit hatte ich 'n kleinen Auftritt mit dem Nickel, sie greinte, wie 'n Schulmädel. Sonnabend ging ich zum Rheder und schloß den Contract ab; 's war die höchste Zeit, denn am Montag sollte die alte Arche in See gehen . . . Nun gings aber an. Alle Minuten frug sie mich, ob Du noch nicht kämst, und wenn Dir nur kein Unglück begegnet, und so weiter und so weiter . . . Und dann greinte sie wieder und heulte und leckte ihren Balg ab, und setzte sich in 'n Winkel und hatte verschwollene Augen faustdick . . .

Sonntag wars partout nicht zum Aushalten mit ihr. Sie wollte wieder auf die Eisenbahn und zu Hause. Straf' mich, da kam ich auf 'n Einfall. Schrieb heimlich 'n Brief an mich selber, Eduardchen, mit verstellter Hand . . . . hä hä. Und da schrieb ich ihr denn in Deinem Namen, daß Du gleich in Bremerhafen aufs Schiff gegangen wärst und sie erwartetest. Den Brief warf ich in den Briefkasten, an mich selbst addressirt . . . Straf' mich, Eduard'chen, hättest nun mal die Dirne sehen sollen. . . Wie umgewandelt. Nun hatte sie keine Ruhe mehr in Bremen; am Montag früh ging es hinaus nach Bremerhafen. Wie ich sie nun da aufs

Schiff brachte, es hat mich freilich 'n paar Thaler gekostet, war mit dem einen Steuermann einig geworden, wie ich ihr sagte, Du wärst schon an Bord, und mich dann aus dem Staube machte, na, straf' mich Eduard, das war 'ne Komödie . . . Ne Viertelstunde drauf ging die Arche ab. . Ich war noch ein Bissel fidel und hab 'n gut Geschäft gemacht, Bank gelegt und so weiter und so weiter. Famoses Leben hier oben. Na, und Mädels! ächte Kernrace, Eduardchen . . . Adieu, alter Junge, bleibe gesund und gehe Deine Wege. . . Verstehst mich, Eduardchen . . . . Muß schließen, bin noch ganz nüchtern und flau. Dein fideler und treuer

Onkel."

So lautete der Brief des würdigen Schippmann an den Catecheten.

„Endlich!" murmelte Schamvogel freiaufathmend, bin ich sie los . . . Die paar hundert Thaler will ich gern verlieren, wenn nur sie mein wird. Und sie muß mein werden. Sobald Schippmann zurück, gehe ich zum Bürgermeister und dann muß es zur Entscheidung kommen — so oder so . . ."

Genau zu derselben Stunde, in welcher der Catechet diese Epistel seines würdigen Verwandten

empfing, stattete Hagen dem Rector seinen Besuch ab.

Hagen traf seinen früheren Lehrer in einer sehr aufgeregten Stimmung.

„Me hercule!“ rief er aus, sind Sie es wirklich, mein bester Doktor, Sie zweiter Odysseus. Sind Sie endlich zurückgekehrt ins Vaterland, nachdem Sie vieler Menschen Städte gesehen und ihre Sitten erkannt haben! Per Jovem! Sie können nun wie Aeneas ausrufen: Per tot discrimna rerum tendimus Latium! Vorausgesetzt, daß unsere gute Stadt Ihr Latium werden und Sie hier Ihr Domicil nehmen wollen . . . Ich habe oft von Ihnen gehört und — beim großen Jupiter! Sie oft beneidet, wenn ich las, wie Sie von Ihrer Besteigung des Olymps berichteten, wie Sie am Paß der Thermopylen das Lager des tapfern Sparterkönigs aufsuchten, wie Sie den Pfad entdeckten, auf welchem Ephialtes die Perser seinen Landsleuten in den Rücken führte, wie Sie Athen und den Piräus schilderten, die alte Akropolis, auf der einst Pisistratus herrschte, die Akademie, wo Plato lehrte, wie Sie dann hinüber nach Kleinasien gingen, wie Sie Phrygien, Mysien, Lydien, Paphlagonien, Kappadocien, Cilicien,

Medien, Persien durchstreiften, unter den Ruinen der alten Persepolis und Ninive's weilten . . . Oh carissime! Ich würde drei Jahre meines Lebens darum geben, wenn ich Sie hätte begleiten können . . ."

„Vielleicht würden Sie nach Ihrer Rückkehr anderer Meinung sein, Herr Rector," meinte Hagen, „die Neu-Hellenen sind weder Alcibiadesse, noch Platone, noch Männer von perikleischer Natur und die verkommene Bevölkerung Kleinasiens würde Ihnen einen üblen Begriff von den alten Phrygiern, den braven Unterthanen Königs Midas, den Lydiern und den tapfern Cappodociern beibringen . . . Indessen habe ich mich auch Ihrer oft erinnert, als ich Attika's classischen Boden betrat und Ihnen aus den Ruinen des Tempels der Pallas Athene ein Andenken mitgebracht; ein Marmorstück eines Säulenknaufs, auf welchem einige Worte zu lesen, die Sie sich entziffern können, denn ich habe dazu noch keine Zeit gehabt . ."

„Beim großen Jupiter!" rief mit freudigem, fast jauchzendem Tone der Rector, der sich bei dem Gedanken, ein Säulenfragment aus dem Tempel der Pallas Athene zu besitzen, vor Aufregung kaum zu

fassen vermochte, ein Stück aus dem Tempel der blauäugigen Athene; Gratias, carissime! gratias, gratias! Ah, Sie haben Ihren alten Lehrer nicht vergessen, mein bester Hagen," und der Rector drückte ihm mit der Leidenschaftlichkeit eines Jünglings die Rechte. Sie haben ihn nicht vergessen.. das ist brav, das ist schön von Ihnen ... Wie mich das freut! Ein Fragmentum aus Minerva's Tempel! Ah! das entschädigt für so manche Bitterkeit und Kränkung." Und ein Schatten flog bei diesen Worten über des Rectors Stirn.

Hagen freute sich in Berg's und Optativa's Seele über den Eindruck, den sein Geschenk bei dem Alten hervorbrachte, und des Worts eingedenk, das Eisen zu schmieden, wenn es heiß ist, fuhr er fort:

„Wenn Sie vielleicht eine dienstbare Person im Hause haben, die in meinen Gasthof gehen, und meinem Sophokles sagen kann, mir das Paquet zu bringen. . ."

„Eheu!" unterbrach ihn der Rector mit einer Geberde des Erstaunens, „Ihren Sophokles ... Wer ist das, mein Freund, mein bester Doktor! Sophokles! Sophokles! Oh, Sie Glücklicher, einen

Freund, einen Menschen zu besitzen, der Sophokles heißt . . ."

„Es ist mein Diener, eine treue Seele, den ich aus Kleinasien mitbringe und von einem Engländer übernahm, in dessen Diensten er stand. Kennen Sie den berühmten Layard?" . .

„Beim Zeus! Den Historiographen Ninive's. Ob ich ihn kenne, ihr Götter!"

„Und von Layard, den ich in Kleinasien traf, erhielt ich Sophokles."

„Ah," rief der Rector lebhaft, „lassen Sie ihn kommen, auf der Stelle, mein Freund, o! ich muß ihn sehen, diesen Menschen, welcher Sophokles heißt und ein Diener des berühmten Layard war." Er klingelte. Sophie erschien. „Sophia, gehen Sie in die drei Zeisige und sagen Sie Sophokles . ."

„Bitte," unterbrach ihn Hagen lächelnd, der rasch aus seinem Notizbuch ein Blatt Papier gerissen und ein paar Worte in englischer Sprache darauf geschrieben, „tragen Sie das in meinen Gasthof, fragen Sie nach meinem Diener, und geben Sie es ihm."

Das Mädchen ging und bald darauf hörte Ha-

gen auf dem Vorsaale den ihm wohlbekannten Tritt seines Schwarzen.

„Sie erlauben, Herr Rector," sprach er, indem er die Thür öffnete und Sophokles herbeiwinkte.

Der Rector hatte sich erhoben, ein unbeschreibliches Gefühl, ein seltsamer Schauer befiel ihn, und mit auf's Höchste gespannter Erwartung blickte er nach der Thür, durch welche ein Mensch eintreten sollte, der Sophokles hieß.

Sophokles erschien, in der Hand das Paquet, und ein „Ah!" flog über Böhmers Lippen. . .

Lautlos betrachtete er diesen Menschen, welcher den Namen von Griechlands größtem tragischen Dichter trug und ein Diener des berühmten Layard gewesen. . .

Gleiches Erstaunen zeigte sich aber auch in den Mienen des ehrlichen Sophokles, der anfing, sich selbst zu betrachten, als er sah, wie die Blicke des Mannes mit der Brille so staunend auf ihn geheftet waren . . . Volle fünf Minuten dauerte diese stumme Scene. . .

„Lege das Paquet auf den Tisch und geh," sprach Hagen endlich mit einem leisen Lächeln, während Böhmer, als Sophokles das Zimmer wieder

verlassen, ausrief: „Er heißt Sophokles! Der Glückliche . . . drei und vier Mal Glückliche! und hier liegt jenes Fragment aus Athene's heiligem Tempel . . . Große Götter," rief er, die Hülle von dem Marmorstück streifend, „an dieser Säule opferte Themistokles den Olympiern für den Sieg von Salamis . . . Hier dankte Thrasybul der Göttin für die Befreiung des Vaterlandes . . ." Er konnte nicht weiter sprechen, wirkliche, tiefe Empfindung und Rührung schloß ihm den Mund und machte ihn verstummen. Mit größerer Pietät kann ein gläubiger Sohn und Anhänger Roms nicht die wunderbaren Reliquien seiner Kirche betrachten, als der Rector dieses Säulenknauf-Fragment aus dem Tempel der Pallas Athene . . .

Er hatte die Hände gefaltet und blickte sprachlos auf das Marmorstück. Es war ihm in dem Augenblicke, als wehe die Luft von Joniens Olivenhainen um seine Schläfe, als höre er das Rauschen des Eurotas und das Rascheln des Windes in dem Schilfe des Peneos, er fühlte sich berauscht, wie die Priesterin Apollo's auf dem delphischen Dreifuß, und überwältigt von seinen Empfindungen, warf er sich mit dem Ausrufe:

„Bei allen Göttern! diesen Tag werde ich Ihnen nie vergessen,“ in Hagens Arme . . . dann trocknete er sich mit dem Taschentuche die nassen Augen und setzte ruhiger hinzu:

„Ah! das frischt auf nach dem Aerger dieses Morgens . . . Lassen Sie sich erzählen, carissime, was mir widerfahren.“

Hagen nahm eine aufmerksame Miene an.

„Sie kennen wohl den Conrector Brinkmann, mein bester Doktor,“ begann Böhmer, „zu Ihrer Zeit war er noch Candidat!“

„Ich erinnere mich wohl, sprach Hagen, der absichtlich verschwieg, das er bei Gerolds die Bekanntschaft des Conrectors gemacht . . . „ist er nicht der Verfasser jener Biographie des plattdeutschen Liederdichters Hans Heinrich Zacharias Schnarrs, der homo literatus Brinkmann,“ setzte Hagen, nicht ohne einige Malice, die dem Rector ungemein wohlthat, hinzu. . .

„Recte, recte,“ lachte Böhmer ingrimmig, und in seinen frühern aufgeregten Zustand zurückfallend, „ein homo literatus! Möchte aus seinem Kuhhirten aus den Marschen gern einen zweiten Virgil oder

Theokrit machen, der homo simplex, mein verehrter Herr Collega.'

Himmel, was war das? Das klang weder collegialisch noch schwiegerväterlich . . . Hagen blickte erstaunt auf; hier mußte sich irgend Etwas ereignet haben, was ihm seine Arbeit für Berg und Optativa um ein gut Theil erleichterte . . .

„Mein verehrtester Herr Collega, also," fuhr der Rector fort, indem er von Zeit zu Zeit einen zärtlich ehrfurchtsvollen Blick hinüber nach der classischen Reliquie aus dem Tempel der Pallas Athene warf, „mein verehrter Herr Collega hat da ein Programm über einen Gegenstand geschrieben, der, wie sie sich, lieber Doktor, vielleicht noch erinnern, häufig uns beschäftigt hat. Ich glaube sogar, daß ich Ihnen bei ihrem Abzug auf die Universität selbst einige Programme —"

„Ah, Sie meinen Ihre Abhandlungen über ἄν und ἐν" unterbrach ihn Hagen, „gewiß Herr Rector erinnere ich mich noch daran. So manche dämmerige Nachmittagsstunde im Winter von drei bis vier benutzten Sie, um uns den Gebrauch, den Unterschied, die Bedeutung dieser wichtigen Partikeln kennen zu lehren und ich will Ihnen offen bekennen,

daß ich später bei meinen philologischen Studien auf der Universität, die mir noch unter Gottfried Hermanns Leitung zu beginnen vergönnt waren, die Richtigkeit und das Treffende Ihrer Bemerkungen würdigen und schätzen lernte."

Bei dem Namen Hermanns nahm der Rector sein Sammetkäppchen ab: „Suum cuique, Ehre dem Ehre gebührt. Hermann war auch mein Lehrer . . Hermann war damals noch ein junger Professor, aber ich erinnere mich stets mit ungetrübter Freude an jene Zeit, wo ich seinen Vorlesungen beiwohnte. Und was sagen Sie nun dazu, wenn ein junger Mann, wie der Conrector, ein Mann, der kaum sieben Lustra hinter sich hat, der noch obendrein seine philologischen Studien in Halle und Heidelberg absolvirte, wo man, unter uns gesagt, leidliche Theologen und gute Juristen zieht, aber die Philologie nicht eben besonders cultivirt, wenn so ein homo novus in des Wortes strengster Bedeutung, mit einer Anmaßung sonder Gleichen, mit einer Animosität, die zur Gehässigkeit sich steigert, meine Ansichten, die Resultate vieljähriger Forschens, in seinem neusten Programm nicht nur zu widerlegen, sondern auch lächerlich zu machen sucht? Und was

sagen Sie dazu, wenn dann dieser, mein werthester Herr Collega" und der alte Rector sprach diese Worte mit unsäglicher Bitterkeit, „wenn ein solcher Mann in demselben Augenblicke die Stirn hat, um die Tochter des Mannes anzuhalten, den er so eben ridikul zu machen gesucht, um meine Tochter Optativa, deren Namen ihn schon hätte aufmerksam machen sollen, daß meine Forschungen und Untersuchungen über die griechische Partikellehre von etwas älterm Datum sind, als seine eignen jugendlichen Ansichten?"

Hagen, einsehend, daß der Conrector sich selbst die Grube gegraben, ließ den Rector seinen Unwillen vollends aussprudeln.

„Und meine Frau, meine Elisabeth, bester Herr Doktor," fuhr der Rector fort, indiscret aus Zorn und verletztem Selbstgefühl, „meine Elisabeth unterstützt die Bewerbung eines Mannes, der so gegen mich auftreten konnte. Beim großen Jupiter! Eher soll meine Tochter vestalische Jungfrau werden, als die Frau eines Mannes, der mir so begegnen konnte. Ganz abgesehen von den Irrthümern, an denen die Elaboration des Herrn Conrector leidet. Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Nun, ich habe dem Herrn Collegen meine Meinung mitgetheilt. Habe ihm vor einer Stunde meine Antwort zugeschickt.“

Hagen erhob sich, innerlich hocherfreut über diese unerwartete Wendung. Die nächste Gefahr war beseitigt. Er reichte dem Rector die Hand zum Abschiede.

„Sie wollen schon fort?“ sagte Böhmer, „aber Sie werden mich doch wieder besuchen? Oder wollen Sie wieder eine neue Irrfahrt antreten?“

„Vor der Hand nicht; ich denke sogar längere Zeit meinen Wohnsitz hier zu nehmen, vielleicht für immer mich hier nieder zu lassen.“

„Den Musen lebend?“ frug Böhmer.

Hagen konnte jetzt nicht länger an sich halten.

„Aber mein Gott, Herr Rector,“ lachte er, „lesen Sie denn keine Zeitungen, wenigstens nicht unsere Stadt- und Landtrompete? Ich figurire darin schon seit acht Tagen als zukünftiger Vater der Stadt.“

Der Rector, der sich um Nichts kümmerte, was in der Außenwelt vorging, sobald es nicht mit Rom und Griechenland in Verbindung stand, mußte noch einmal fragen.

Als ihm Hagen die Sache erklärt, rief er ange-

nehm überrascht aus: „So bleiben Sie also da, als Consul, als Pater urbis! Das ist ja herrlich, herrlich . . . Werde mir dann von Ihnen oft etwas von Athen und Jonien erzählen lassen . . . Beim Herkules! Lebe hier sonst fast unter Barbaren, die keinen Begriff von dem classischen Alterthum haben. Vale, Vale, carissime . . ." schloß er, dem Doktor noch einmal herzlich die Hände schüttelnd und drückend.

„Ganz noch der Alte," sprach Hagen zu Karsten, als er diesen am Abende traf, „in Athen und Rom ist er zu Hause, wie ein Einheimischer, und hier ist er fremd, wie einer, der vom Monde gefallen. Ich glaube, für ihn giebt es seit dem Untergang des römischen Reichs keine Geschichte mehr und den Romulus Augustulus hält er sicher für den letzten Potentaten, der auf einem Throne gesessen. Ueber die römischen Comitien ist er ohnedies zehn Mal unterrichteter, als über unsere Gemeindeverfassung, von der er nicht ein Jota kennt."

„Jedenfalls ein origineller Kauz," antwortete Karsten, „wenn ich auch nicht gerade wünsche, daß es viele solcher Originale unter unsern Gelehrten giebt, die die Verfassung der römischen Republik

und der griechischen Freistaaten aufs Haar kennen, von Deutschlands Geschichte aber kaum soviel, als sie aus dem Tacitus gelernt haben."

„Sein Sie unbesorgt," tröstete Hagen, „diese alten Mohikaner sterben allmälig aus und unsere jungen Philologen zeigen schon jetzt, daß man ein ebenso gutes Latein schreiben kann, als Jene und dabei doch Herz, Hand und Mund für das deutsche Vaterland." . . . .

. . . .

. . . .

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, warnt ein altes Volkssprüchwort; häufig genug bestätigt es sich.

Hatte Karsten nicht vor den Zauberkünsten und den geheimen Kräften des Schulraths gewarnt und hatte Möhring und Hagen nicht dann immer lachend darauf erwidert: Und wenn er größer wie Bosco und Döbeler ist: Stimmzettel kann er doch nicht zaubern und in die Urne hexen? Und nun hatte er doch einen Zauber vollbracht, überraschend, wie irgend einer. Es war ein Kunststück einzig in seiner Art.

Hagen stand in der Arbeitsstube Karstens am

Fenster, als ferne, vom Wind herübergetragene, rauschende Musik, mit Trommelwirbel vermischt, hörbar wurde.

„Was ist das?“ rief Karsten und öffnete das Fenster, hinunter nach dem Ende der Wallstraße, wo sich eine Menge Menschen sammelte, blickend ... Und immer näher klangen die Fanfaren, immer deutlicher hörte man den Trommelwirbel und jetzt auch den dumpfen, eintönigen Schall einer in gleichmäßigen Tact und Schritt anmarschirenden Colonne.

„So möchte ich um Alles in der Welt doch wissen, was das bedeuten soll?“ frug Karsten mit erstaunter Miene, das ist doch ein Lärm, als wenn eine kleine Armee im Anmarsch wäre.“

„Wir werden ja sehen,“ entgegnete Hagen und blickte aufmerksam hinunter nach dem Wallthor.

Jetzt bog das Musikkorps und der erste Zug um die Ecke, die Bajonnette blitzten in der Novembersonne und die wohlbekannte Stimme des Obersten von Bommelsberg, der auf einem Rappen an den Seiten der Colonne auf und absprengte, kommandirte:

„Division! In Bataillonscolonne aufmarschirt! Schwenkung links, schwenkt!“ Und in breiter Ba-

taillonsfront marschirten die fünf Bataillone, des Landes gesammte Militärmacht, zur Wallstraße herauf.

Dicht unter Karstens Fenster, auf dem Münz-Platze, wurde Halt gemacht.

„Division! Halt! . . Front, Gewehr beim Fuß. — Rührt Euch!“ tönte des Commandeurs Stimme. Die Glieder lockerten sich, die Fouriere theilten die Quartierzettel für einen Theil der Truppen, welche bei den Einwohnern untergebracht werden sollten, aus, während der bei weitem größere Theil in der großen Infanterie-Kaserne einquartirt wurde.

„Kommen Sie,“ sagte Karsten, nach seinem Hut greifend, „lassen Sie uns ausgehen. Wir werden wohl die Ursache dieser Truppenconcentrirung und militärischen Kraftentwicklung kennen lernen. Das sind sämmtliche Garnisonen unserer sieben Städte!“

Sie gingen in den Rathsweinkeller, wo schon eine Menge Gäste beim Kitzinger nnd Kulmbacher saßen und sich über diesen plötzlichen, unerwarteten Truppeneinmarsch die Köpfe zerbrochen.

„Wissen Sie darüber keine Auskunft zu geben, Doktor Brenner?“ frug der Fabrikant Stift den

Arzt, der, ein frisches Zeitungsblatt in der Hand, hereintrat.

„Einen Augenblick Geduld, meine Herrn," sagte dieser, den Ueberrock ausziehend, „ich habe den Schlüssel des Räthsels eben für zwei Neugroschen von einem Colporteur erkauft."

Eine erwartungsvolle Stille trat ein und Doktor Brenner las:

„Im Interesse der militärischen Ausbildung, welche, bei der bisherigen Zersplitterung unseres Contingents in verschiedene kleine Garnisonen, niemals jenen Anforderungen Genüge leisten konnte, welche die Bundespflicht an unsere Wehrkraft stellt, sowie im Interesse der leichteren Verpflegung der Truppen, hat das Staatsministerum unter Genehmigung der Frau Herzogin-Mutter-Regentin und der Regentschafts-Rath beschlossen: die Cadres sämmtlicher Bataillone, so wie den nothwendigen Präsentbestand an Mannschaften, in Zukunft in der Hauptstadt zu vereinigen, nach denjenigen Orten aber, welche, wie Neuhausen und Bugheim, wegen der daselbst befindlichen Landes-Strafanstalten, militärischer Besetzung bedürfen, werden von Vierteljahr zu Vierteljahr abzulösende Detachements abgegeben werden."

Den Meisten erschien diese Erklärung genügend, und beruhigt kehrten sie zu ihren Plätzen und Bierseideln zurück.

Karsten aber schüttelte ungläubig den Kopf.

„Das Ding hat noch einen andern Haken!“

Er hatte Recht, der kluge Advokat, das Ding hatte noch einen andern Haken und zwar einen recht krummen.

Es war zwei Tage nach jenem Einrücken der Bataillone und kurz vor der Wahl, als Karsten, lebhaft erregt und mit stürmischer Hast zu Hagen ins Zimmer trat, der noch am Schlusse seines Reisewerkes arbeitete.

„Da haben wir die Beschwörung und den Zauber!“ rief er, und warf den Hut in eine Ecke des Sopha's, „der Schulrath hat noch vor Thorschluß uns eine Nuß zu knacken aufgegeben, an der wir uns schlimmsten Falls die Zähne ausbeißen können.“

„Nun?“ frug Hagen gespannt, indem er die Feder bei Seite legte.

„Offen gestanden,“ sprach Karsten mit einiger Verlegenheit, „ich habe gewisse Wege, auf denen mir Manches zugebracht wird, was Andern verbor-

gen bleibt, und von daher stammt auch ein Theil meiner Mittheilung."

Hagen errieth ihn.

„Ich kann mir denken, was Sie sagen wollen. Sie kommen durch die Indiscretion, oder durch noch schlimmere Mittel zur Kenntniß von Dingen, die Sie sonst nicht erfahren würden."

Der Advokat wollte ihn unterbrechen.

„Ich bitte," sprach Hagen, „lassen Sie mich nur noch ein Wort sagen. Wenn ich einigen Einfluß auf Sie habe, so thun Sie mir wohl in Zukunft den Gefallen und benutzen derartige Quellen nicht mehr. Es mag sich diese Manier noch aus jener Zeit des erbitterten Parteikampfes herschreiben, aber im Grunde genommen ist mir jede Zweideutigkeit so zuwider, daß ich nicht einmal davon Gebrauch machen würde, selbst wenn ich wüßte, daß es mir Nutzen bringen würde. Das erste Erforderniß in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten, betreffen dieselbe nur eine einzelne Gemeinde oder einen großen Staat, ist die Wahrheit, die Ehrlichkeit.

Die Maxime, daß eine Spitzbubenmoral, die im Privatleben gebrandmarkt wird, in der Politik als die Blüthe einer feinen Diplomatik zu betrach-

ten, diese Maxime, die im vorigen Jahrhundert die Quintessenz der diplomatischen Weisheit war, ist eine so traurige, kleinliche und verbrauchte, daß darüber kein Wort weiter zu verlieren. Mein Grundsatz ist: die Forderungen der Sittlichkeit und Moral sind dieselben für die Behandlungen von privatlichen, wie öffentlichen Dingen, und so lange dieser Grundsatz nicht von Allen anerkannt wird, kann keine vollkommene Gesundheit eintreten. Nur die Wahrheit kann uns curiren, die Lüge nie."

„Das war eine derbe Lection," sprach Karsten, „aber im Grunde genommen haben Sie Recht. Indessen ich kann mich mit diesem Eingeständniß nicht weißbrennen, sondern muß bekennen, daß ich allerdings zuweilen von solchen unerlaubten Mitteln, hinter die Pläne der Gegner zu kommen, Gebrauch gemacht. Daß Jene ein Gleiches mit Gleichem reichlich vergolten, daß ich in einem Vierteljahre drei meiner Expeditionsschreiber fortjagen mußte, weil ich dahinter kam, daß sie bestochen waren, mein Thun und Treiben auszuspähen, kann dies am Ende nicht entschuldigen; indessen, in solchen Zeiten erbitterter Kämpfe, geschieht eben Manches, was sich

nicht vor dem strengen Richterstuhle der Moral verantworten läßt.

Wie dem nun sei, kommen wir auf des Herrn Schulraths Kunststück. Sie erinnern sich der neulichen Gemeinderathssitzung?"

Hagen nickte.

„Dem Schulrath, sowie Herrn von Spitzkopf und auch dem Minister-Präsidenten wurde natürlich jedes gesprochene Wort brühwarm hinterbracht. Der Kreisrath läuft zu Herrn von Lüdden und macht ihm die Hölle heiß, er verlangt ein Octroi, Aufhebung der Gemeindeverfassung, Proclamirung des Belagerungszustandes. Der Minister klingelt, läßt Selters- und kohlensaures Wasser bringen, läßt Herrn Benno von Spitzkopf davon trinken und schickt diesen Percy-Heißsporn der Feudalaristokratie beruhigt heim. Kaum ist Benno von Spitzkopf fort, so läßt sich Mantius anmelden. Auch Mantius malt mit dicken Farben, auch er schildert die für Staat und Kirche aus derartigem Treiben entstehende Gefahr, allein er ist gewandter, schlauer als Percy-Heißsporn-Spitzkopf, er haßt überhaupt die Parforce-Maßregeln der brutalen Gewalt und sucht auf anderem, sichererem Wege zu erlangen, was Herr von Spitzkopf mit Gensdar-

men und Belagerungszustand durchsetzen will . . . Der Schulrath zieht also, nachdem es ihm gelungen, Herrn von Lüdden in die geeignete Stimmung zu versetzen, ein Exemplar der Gemeindeordnung aus der Rocktasche und tippte mit dem Finger ruhig auf diesen Paragraphen § 14.“ Und Karsten that dasselbe mit dem auf Hagens Schreibtisch liegenden Exemplare.

„Lesen Sie,“ sagte er.

Hagen las: „§ 14. Alle Militärpersonen, vom Unteroffizier aufwärts, haben ihr Bürgerrecht da, wo sie in Garnison liegen. Zu den Communalabgaben werden sie nach dem Verhältniß ihrer Besoldung beigezogen.“

„Nun,“ fuhr der Advokat mit jener Präcision im Ausdruck fort, die den Juristen kennzeichnet, „was enthält die Besagung dieses Paragraphen? Daß sich der Herr Schulrath dadurch gegen hundert und fünfzig treuergebene Wähler gezaubert hat. Er war es, der den Staatsminister zur Vereinigung der Bataillone in unserer Stadt bestimmte, der Oberst von Bommelberg, ein Streiter nach dem Herzen des Herrn, das heißt, ein burgundertrinkender, orthodoxer Mann vom Scheitel bis zur Zehe, ist des Schul-

raths intimer Freund und das Weitere werden Sie errathen."

„Das heißt," sprach Hagen, „die Militärs vom Corporal bis zum Obersten werden —"

„Sammt und sonders für den Doktor Rothe stimmen, den Schützling des Herrn Schulraths," loderte der Advokat zornig auf.

„Mögen Sie es thun, für uns wird es nur ein Sporn mehr sein, Alles aufzubieten, um den Sieg davon zu tragen."

„Sie haben eine unverwüstliche Zuversicht," sagte Karsten beim Abschiede, „wir wollen hoffen, daß sie nicht zu Schande wird, aber ich hege in der That Befürchtungen."

. . . .

Wie es doch zuweilen so günstig sich dreht im Glücksrade des Schicksals, wie die Loose und Gewinne und Nieten durcheinander geschüttelt werden!

Derselbe Bürgermeister, der vor sechs Wochen noch am Rande des Verderbens stand, ohne Aussicht wieder gewählt, dafür aber wegen Unterschleifs und Kassendefects zur Untersuchung und Bestrafung gezogen zu werden, für den sich also in dem Augenblicke, wo hinter ihm die Thür des Rath-

hauses zuflog, die Thore des Zuchthauses aufthaten — derselbe Vater der Stadt sah jetzt eine so ebene Bahn vor sich, wie er sie in seinen kühnsten Phantasien sich nicht hatte träumen lassen. Das letzte Manöver des Schulraths, das ihm plötzlich eine so beträchtliche Anzahl Stimmen zuführte, hatte in ihm jeden Zweifel über seine Wiederwahl beseitigt, und im Gefühle dieser Freude, dieser langentbehrten Sicherheit, gab er sich innerhalb der verschwiegenen Mauern seines Schlafzimmers Libationen hin, die einen baierischen Bierbrauer zu Grunde hätten richten können.

Aufs Rathhaus ging er des Tags nur eine Stunde von eilf bis zwölf. Die andere Zeit brachte er bei dem geliebten Eimer Kitzinger zu, der auf einem Bänkchen im Schlafzimmer lag . . . Sein alter Freund, der Wirth zum „schwarzen Bock" hatte ihm heimlich drei halbe Eimer ins Haus schaffen lassen und Rothe gewann an diesem Stillleben so viel Vergnügen, daß er Freund Schippmann, welcher indessen wieder von Bremen zurückgekehrt war, zuweilen versicherte: es gehe nichts über den stillen Suff!

So tief war der Mann gefallen, dem der Ver-

ein für Fortschritt einst einen silbernen Becher mit der Inschrift:

„Dem Vorkämpfer für Recht und Bürgerfreiheit" verehrt!

Aber nicht genug, daß seine Wiederwahl ohne Zweifel gesichert erschien, auch noch eine andere Gefahr, die in den letzten Tagen, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt, über seinem Haupte geschwebt, sollte von ihm abgewendet werden.

Schamvogel, entschlossen, den Bürgermeister zu zwingen, ihm die Hand seiner Nichte zu geben — denn daß das Mädchen selbst einen Widerstand entgegensetzen könnte, daran dachte der von Leidenschaft bethörte Catechet, der in dem Doktor Rothe das einzige Hinderniß erblickte, nicht — hatte von Schippmann endlich durch Drohungen, Schmeicheleien und Geld die Erlaubniß erhalten, von dem großen Mittel, wie der Sportelrendant sagte, Gebrauch zu machen und dem Bürgermeister durch directe Drohung sein „Ja" abzuzwingen.

Der Catechet, von Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, stand eben im Begriff, sein Zimmer zu verlassen, als die Thür desselben aufgerissen wurde

und eilig, athemlos und mit verstörten Zügen Schippmann hereinstürzte.

„Was giebt es?“ rief erschrocken und von einer unheilvollen Ahnung ergriffen, der Catechet, während Schippmann, unfähig, im ersten Augenblick ein Wort zu sprechen, auf das Sopha niedersank.

„Was giebt es — was ist passirt?“ wiederholte der Catechet mit bebender Stimme.

„Malheur . . . Malheur . . Eduardchen,“ stöhnte Schippmann mit heiserer, krächzender Stimme . . . „alles aus . . . straf mich: die Babette ist wieder da.“

„Lügner! Elender!“ schrie der Catechet und stürzte wie ein Wüthender auf Schippmann zu, indem er ihn bei der Kehle faßte und würgte, daß der jämmerliche Mensch blau und roth im Gesicht wurde. „Du lügst, Du willst wieder Geld von mir erpressen . . . Elender . . sprich, daß Du gelogen oder ich erwürge Dich.“

Schippmann stammelte, indem er sich von den Händen seines wüthenden Neffen zu befreien suchte, „straf mich!“ . . . . „lüge nicht . . Eduard . . laß mich los . . . ich . . . ich ersticke.“

Der Catechet ließ bei diesen Worten den Elenden los und sank in das Sopha.

Schippmann schüttelte sich wie ein nasser Pudel, als er die Hände seines Neffen nicht mehr an seiner Kehle fühlte, und krächzte dann:

„Pfui . . . Eduardchen . . . war schofel von Dir . . . Straf mich! hast mir fast die Seele aus dem Leibe gewürgt.“

„Sprich!“ rief der Catechet mit dumpfer Stimme, „woher weißt Du die Nachricht!“

„Von der alten Christel, der Botenfrau . . die Babette ist gestern Abend angekommen. Das Schiff hat Pech gehabt . . . Anlegen müssen in England . . . Lunte gerochen . . das Frauenzimmer hat das benutzt . . . ist zurückgefahren nach Bremen . . . Gestern Abend kam sie nach Grünthal . . Soll ganz wie umgewandelt sein, die Babette . . die Alte sagte, die Wasserfahrt müsse sie curirt haben . . . die alte Christel war schon heute beim Advokaten . . . den Karsten . . Soll die Sache anhängig machen . . .“ So krächzte Schippmann in seiner verworrenen Weise.

Der Catechet saß wie vernichtet! Diese Rückkehr Babettens zerstörte mit einem Schlage alle seine

Pläne und Entwürfe. Von dem betrogenen Mädchen mußte er Alles fürchten, zum dritten Mal ließ sie sich nicht von ihm täuschen . . Um seinen Ruf, seine Laufbahn war es geschehen . . Bei diesem Gedanken bemächtigte sich seiner eine sinnlose Wuth, er tobte und schrie wie ein Rasender, zerschmetterte mit einem Schlage die Wasserflasche, deren Scherben den zum Tod erschrockenen Schippmann um den Kopf flogen. Mit einem Sprung war der würdige Onkel zur Thüre hinaus.

„Eduardchen . . . Eduardchen," krächzte er von draußen mit heiserer Stimme, „das nimmt 'n schlechtes Ende, straf mich . . . Du mußt noch Haare lassen."

Und hinunter stolperte er, um sich im „Grauen Wolf," seiner Lieblingskneipe in neuster Zeit, — denn in anständigern Localen konnte er sich nicht gut mehr sehen lassen — bei einem Glase Rum von dem Schrecken zu erholen.

Als sich der Catechet ausgetobt, sank er erschöpft auf das Sopha, stützte den Arm auf den Tisch und überlegte seine Lage, die mißlich und verzweifelt genug war.

Vergebens hatte er also die für seine Umstände

drückende Schuldenlast auf sich geladen — das Geld war hinausgeworfen, er war das Mädchen nicht losgeworden und jeden Augenblick konnte sie als Anklägerin gegen ihn auftreten. Er sah nur einen Ausweg in seiner Angst und Verzweiflung: die Flucht, schleunige Flucht! Vor einigen Tagen hatte er von der herzoglichen Kammer den halbjährigen Gehalt, den ihm die Regentin für Abhaltung der Nachmittagspredigten in der Schloßkirche ausgeworfen, ausgezahlt erhalten und in wenigen Tagen war auch sein Gehalt aus der städtischen Schulkasse fällig. Rasch beschloß er, diesen noch heute zu erheben und dann dahin zu fliehen, wohin er Babette hatte schicken wollen — nach Amerika!

Der Stadt-Kämmerer, dem Schamvogel vorlog, er habe einige Verbindlichkeiten in Sachen eines Freundes, für den er Bürgschaft geleistet, zu erfüllen, nahm keinen Anstand ihm gegen Quittung den ohnehin in ein paar Tagen fälligen Gehalt auszuzahlen, und noch am Abend dieses Tags reiste Schamvogel mit der Eilpost heimlich ab, der nächsten Eisenbahnstation zu.

Als sich am andern Tage das Gerücht von dem plötzlichen Verschwinden des Catecheten verbreitete,

war Mantius und die andern frommen Anhänger des „Glaubens-Fels“ außer sich und lange, lange konnte die Partei der Gläubigen diesen schweren Schlag nicht überwinden.

Was aber aus dem Catecheten geworden, ob er wirklich, wie Einige behaupten, zu den Heiligen der letzten Tage am Salzsee ging, oder in Amerika zur katholischen Kirche übertrat und in New-York eine Pfarrstelle bekam — darüber bekam man nie Gewißheit. Karsten zwar behauptete steif und fest, der Catechet wäre Mormone geworden, indessen der Advokat konnte in dieser Beziehung nicht als unparteiische Quelle gelten.

Schluss.

Endlich war er erschienen der verhängnißvolle Tag, der Tag der Wahlschlacht, zu welcher die Parteien mit aller Kraftanstrengung sich gerüstet.

Pfeiffer hatte in den letzten Tagen seinen Zucker und Kaffee, seine Rosinen und Mandeln, seinen Essig und Syrup, seine Häringe und seine Graupen für den halben Preis verkauft, um sich Sympathien zu erwerben, und wir wollen nicht läugnen, daß sein Sieg unzweifelhaft gewesen, wenn Hausfrauen, Dienstmädchen und Schulkinder, denen er mit Cimonischer Freigebigkeit in letzter Zeit Lakritzen und Stengelzucker gespendet, die Wähler gewesen wären.

Drossel hatte in den Wirthshäusern in den letzten acht Tagen alle Welt frei gehalten; er war aus

den Restaurationen gar nicht herausgekommen, er hatte mit Bier, Grog, Rum, Punsch, Wein tractirt, um sich Popularität und Stimmen zu werben, und Karsten sagte von ihm, er wäre auf bestem Wege, ein Nachfolger Rothes zu werden. Aber auch die Freunde Hagens waren nicht unthätig gewesen, und hatten in den letzten Tagen noch, durch öffentliche Ansprachen in den Zeitungen, die Bürgerschaft zu zahlreicher Betheiligung an den Wahlen aufgefordert, und so konnte man mit Recht von diesem Tage sagen, daß an ihm das Motto galt: Laßt die Trommel rühren, führt alle Völker ins Gefecht!

Von früh 8 Uhr an, wo die Stimmzettel auf dem Rathhause abgegeben wurden, war in der Nähe des Marktes und den angrenzenden Straßen eine Bewegung, wie sie seit den Tagen von 1848 nicht wieder dagewesen. Die Betheiligung war eine ungemein lebhafte; von ungefähr zweitausend wahlberechtigten Bürgern stimmten über zwei Drittheile, gegen fünfzehnhundert Wähler!

Drossel, den die innere Unruhe nicht zu Hause ließ, wartete das Resultat im Rathskeller ab, wo er Selterswasser mit Rheinwein trank, um seine Gemüthsbewegung niederzukämpfen; Pfeiffer saß in

fieberhafter Spannung im Arm seiner Rosalie in der Comptoirstube und jagte alle Minuten den unglücklichen August, trotz des Regens und Schneegestöbers, hinaus, um Kundschaft einzuholen, und der würdige Doctor Rothe hatte um zwölf Uhr schon einen solchen Schwindelanfall, daß er es vorzog, sich zu Bette zu legen, um, wenn er wieder erwachte, die Kunde seiner Wiedererwählung zu vernehmen. Hagen aber wartete bei Karsten das Resultat der Stimmzählung ab.

Interessant war es, an diesem Tage den Kreisrath zu beobachten, der in voller Uniform Straße auf, Straße ab lief und zwanzig Landgensdarmen in Bereitschaft hielt. Er ließ sich nicht ausreden, und behauptete steif und fest gegen seinen Assessor, die Demokraten würden den Wahltag zu einem Putschversuch benutzen. „Eine Polizeibehörde," sagte er „muß auf alle Eventualitäten gefaßt sein."

In tiefer Aufregung, die er jedoch unter der äußeren kalten Maske verbarg, harrte Mantius dem Resultat entgegen.

Eine innere Beruhigung kam über ihn, als er die Rotten der Subalternen, die, seiner Weisung folgend, sämmtlich für Doctor Rothe stimmten, und die Schaa-

ren der Corporäle, Serganten, Feldwebels, Officiere zum Rathhaus eilen sah.

„Er muß durchkommen!“ sprach er bei sich, „der Sieg ist gewiß.“ Um fünf Uhr Nachmittags begann die Stimmzählung, um acht Uhr Abends war sie vollendet.

Fünfzehnhundert Stimmzettel waren abgegeben worden. Darunter einige, die cassirt werden mußten. So z. B. einer, auf dem folgende Worte standen: „Und er sieget doch! Denn siehe, er bestricket die Menschenkinder, die da abgefallen sind von dem Herrn und er säet Unkraut unter dem Waizen, dieweil sie statt Jehova zu Baal beten. Hütet Euch vor dem Erbfeind, auf daß ihr nicht in seine Schlingen fallet.“ Ein anderer erhielt den Doppelnamen „Drossel-Pfeiffer.“ Der würdige Erdmann Knautschenbacher hatte es nicht über sich gewinnen können, einem seiner Freunde und Gevattern wehe zu thun, und hatte deshalb Beide gewählt — Folge davon, daß sein Stimmzettel keinem nützte und cassirt wurde. Wachtel, der erst nicht wählen wollte, aber dann, als er seinen Feind und Rivalen Knautschenbacher aufs Rathhaus gehen sah, diesem zum Aerger auch hinaufging, hatte ehrlich für Hagen gestimmt, ja, was

noch merkwürdiger war, und von Allen, die ihn kannten, als ein Ereigniß, eine Art Wunder betrachtet wurde: der Rector Böhmer erschien auf dem Rathhause, um sich einen Stimmzettel zu holen. Er, den weder die Wahl eines Landtagsdeputirten noch Gemeindebeamten bis jetzt von seinem Cicero und Homer hatte trennen können, er, den selbst die Wahl eines Abgeordneten zum deutschen Parlamente nicht von der Akropolis und dem Kapitol zur Paulskirche führen konnte — er war erschienen, um für Hagen zu stimmen!

Wenn der Rector aufrichtig sein wollte, so hätte er allerdings gestehen müssen, daß es nicht das Interesse an den Angelegenheiten der Stadt war, das ihn hinauf aufs Rathhaus gehen ließ, sondern der stille, egoistische Wunsch: den Mann, dessen Fuß die Höhen des wolkenumhüllten Olymps bestiegen, der auf dem Boden Attikas gewandelt und im Schatten der Olivenhaine Joniens geschlummert, in seiner Nähe zu behalten und an die Stadt zu fesseln, und so die Aussicht auf den Genuß zu haben, mit ihm über die Gegenden und Stätten zu sprechen, die er mit derselben Inbrunst verehrte, wie der gläubige Christ die des heiligen Landes, wo der Erlöser wan-

delte. . . Von dem Augenblicke an, wo die Zählung der Stimmzettel begonnen, waren die Restaurationen und Wirthschaften in der Nähe des Rathhauses und Marktes dicht gefüllt. Die Erwartung und Spannung trieb den Kaufmann vom Comptoir, den Handwerker aus der Werkstatt, den Gelehrten aus der Studirstube, den Beamten von dem Büreau in die öffentlichen Lokale, in denen allerlei Gerüchte verbreitet wurden. Gegen sechs Uhr nahmen die Herren von der Büreaukratie und dem Militär, die sich im Casino angesiedelt, eine siegesgewisse Miene an. Ein Gemeinderathsmitglied, der Doktor Mulks, war mit eiligen Schritten vom Rathhause heruntergeeilt und hatte einem Bekannten ins Ohr geflüstert:

„Rothe, nichts als Rothe . . . Triumph, der Sieg gehört uns.“

Ein pensionirter Kammerrath und intimer Freund des Schulraths, bestellte bei dieser Nachricht einen Korb ächten Champagner und lud die Herrn Offiziere ein, mit ihm auf das Wohl der von der Anarchie geretteten Vaterstadt anzustoßen . . . Der Champagner wurde gebracht, die Pfropfen knallten und flogen zur Decke, der Kammerrath war eben im Begriff, einen Toast auf die treuen Anhänger der monarchi-

schen Ordnung aufzubringen, die durch ihre loyale Handlungsweise bei der Wahl so eben einen glänzenden Sieg über die Unruhestifter errungen, als Benno von Spitzkopf mit Schleppsäbel und Pikelhaube athemlos und bleich hereinstürzte: „Zu den Waffen, meine Herrn, zu den Waffen,“ rief er „lassen Sie Generalmarsch schlagen, Oberst, die Rothen haben gesiegt, die Anarchie ist im vollen Anzug.“ —

Im ersten Moment waren die Offiziere, nach ihren Säbeln greifend, überrascht aufgesprungen, aber schon in der nächsten Minute erkannte jeder das Mißverständniß, welches den aufgeregten, nichts als rothe Republikaner Sehenden und von Putsch-Versuchen träumenden Kreisrath berückt. Einer seiner Gensdarmen hatte die von Ohr zu Ohr geflüsterte Kunde des Dr. Mulks: „Rothe, nichts als Rothe“ nach seiner Weise aufgefaßt und dem Kreisrath eiligst rapportirt: die Rothen beabsichtigten einen Putsch. Bei der Gemüthsverfassung des Kreisraths, der von nichts als Barrikaden und Belagerungszustand in den letzten Nächten geträumt, hatte diese Kunde bei ihm natürlich sofort Glauben gefunden. Als der Kammerrath dem Kreisrathe das

Mißverständniß bemerklich gemacht, stürzte Herr Benno von Spitzkopf außer sich hinaus, um sich persönlich von der Wahrheit zu überzeugen. Diese Nachricht war ihm ebenso niederschmetternd, wie die andere, ja vielleicht noch mehr, denn gegen jene gab es doch noch Mittel, die er in Anwendung bringen konnte, während in diesem Falle seine kühnen Hoffnungen, als Ritter des Thrones vor die Regenten zu treten, vernichtet waren. . .

Auf dem Rathhause selbst hatte man einen Augenblick an die Wiederwahl des würdigen Vaters der Stadt nicht gezweifelt. Es war dies gegen sechs Uhr, als man in der Wahlurne zu jener Zettelschicht gelangte, die von den Chargen der Bataillone abgegeben worden waren. Die militärischen Wähler hatten alle zu gleicher Stunde ihre Vota abgegeben und so kam es denn, daß eine Zeit lang kein anderer Name als Rothe aus der Urne hervorging. Und merkwürdig! Obgleich es gegen hundert und achtzig Stimmzettel waren, welche die Militärs abgegeben, so ähnelten sich doch die Handschriften wie ein Ei dem andern, und ein Kopist, der bei dem Protocolliren beschäftigt, flüsterte seinem Collegen zu: „Es ist doch seltsam, wie Uniform beim Militär

Alles ist, College Gelpke, die Stimmzettel haben alle einen Ductus — solche „R“ schreibt nur der Bataillonsfourier vom ersten Bataillon und solche „th“ habe ich nur bei ihm gesehen. Ich kenne seine Handschrift wie ein Daus in der Karte.“ Ja, ja, der Schulrath Mantius war ein schlauer Zauberer, allein dieses Mal halfen ihm doch alle seine Künste Nichts!

Vielleicht hätte sich bei den verschiedenen Candidaturen die Wahl doch zersplittert, und es wäre eine Nachwahl, die neue Changen eröffnete, nothwendig geworden, wenn die List des Schulraths nicht eine Menge Bürger, die an und für sich indifferent geblieben wären, bewogen hätte, ihre Stimme gleichfalls niederlegen. Als die Bürgerschaft die Militärs aufs Rathhaus eilen sah, und durch Karsten und Möhring Kunde von der schlauen Operation des Schulraths erhielt, da regte sich das civilistische Bewußtsein, das alte Bürgerelement, das besonders im Handwerkerstande noch frisch und ungeschwächt lebte, und Hunderte von Stimmen fielen dadurch Hagen zu, den man als Antipoden des Schulraths betrachtete.

Warum hatte Mantius aber auch dem Diaconus Vollert, der, gleich dem zu den Mormonen ent-

wichenen Catacheten Schamvogel, ein eifriger Diener des Glaubens war, bewogen, am Sonntage vor der Wahl in dem Nachmittagsgottesdienste über das Thema und den Text: Sprüche Salomonis Kapitel 11, Vers 11 „Durch den Segen der Frommen wird eine Stadt erhoben, aber durch den Mund der Gottlosen wird sie gebrochen,“ zu predigen?

Und dann die Anspielung des Diaconus auf die naturforschenden Gelehrten, die unserm Herr-Gott in's Handwerk pfuschen möchten und die Schöpfungsgeschichte in dem ersten Buch Mosis für eine schöne Mythe erklärten — konnte sie auf Jemand anders als auf den Doktor Hagen gehen?

Der Schulrath und seine Bestrebungen aber waren einem großen Theil der Bürgerschaft bis in die Seele zuwider und so ergab sich denn, daß der Doktor Hagen mit achthundert Stimmen zum Bürgermeister erwählt wurde. Die übrigen siebenhundert hatten sich auf die Gegencandidaten: Rothe, Pfeiffer und Drossel — Letzterer hatte im Ganzen nur hundert und zwanzig — zersplittert . . . Die offizielle Verkündigung des Resultates brachte wundersame Wirkungen hervor.

Als Pfeiffer die Hiobspost durch seinen athemlos

hereinstürzenden jugendlichen Bösewicht August erfuhr, rief er, sich dem Arme Rosaliens entreißend, in wilder Verzweiflung aus: „also darum zwanzig Pfund Stengelzucker geopfert! Darum einen halben Sack Kaffee verschleudert, darum meine Raffinade hingegeben? O Welt! Welt! Undankbare, treulose Welt Ich verachte dich, ich hasse dich . . ." Und hinaus stürzte er in den Laden und befahl mit bebender Stimme dem unglücklichen Lehrling: „von morgen an wieder ein Viertelpfund Steine unter zwei Pfund Kaffee, August!"

Drossel erfuhr die verhängnißvolle Kunde, als er eben im Begriffe war, die zehnte Flasche Struve'sches Selters-Wasser zu trinken. Er saß in der Nische am Fenster des Rathskellers. Der Hofschlächter Braun war der unselige Herold, der ihm die Nachricht brachte. Drossel hatte in den letzten Wochen zu viel Bitteres erlebt, als daß diese Mittheilung jenen Eindruck hätte auf ihn machen können, den sie bei seinen Unglücksgefährten erzeugte. Mit wilder Gleichgültigkeit hörte er den Bericht des Hofschlächters an und murmelte:

„Sei's darum — das ganze Nest verderbe . . . Ist doch der Pfeiffer auch durchgefallen" und mit

wüster Geberde leerte er die Flasche, zog den Beutel und ging, begleitet von dem Hofschlächter, der ihm in die Ohren wisperte, daß die Freunde im „Grünen Jäger“ versammelt wären, um zu berathen, was nun zu thun sei . . .

Benno von Spitzkopf konnte, als er Hagens Wahl hörte, von seinem Assessor Pleitenberg nur mit Mühe zurückgehalten werden. Er wollte — so aufgeregt war der kleine, leidenschaftliche Mann Percy-Heißsporn-Spitzkopf — mit seinen Gensdarmen auf's Rathhaus, wollte Urne und Wahlprotocolle mit Beschlag belegen und die Wahl cassiren.

„Cassiren!“ raunte ihm Pleitenberg zu, „überlegen Sie doch, Herr Kreisrath, was Sie sprechen — es kann Ihnen wahrhaftig Amt und Würde kosten . . . Sie kennen doch die Rücksichten, die der Herr Staatsminister eben jetzt, wegen der Anleihe, der Commune gegenüber zu nehmen hat. . .“

Diese Bemerkung kühlte Percy-Spitzkopf's Eifer etwas ab und er begnügte sich, statt des Staatsstreichs gegen die Wahlurne, damit: von seinen zwanzig Gensdarmen zehn zum Nachtdienst zu beordern, um ihm alle etwaigen verdächtigen Bewegungen der Rothen und Unruhestifter sofort zu melden. Die

Folge dieser Ordre war die, daß der Kreisrath mitten in der Nacht geweckt wurde, um den Rapport entgegenzunehmen, daß eine Gensdarmen-Patrouille in der Nähe des Wirthshauses zum „Grünen Jäger" eine verdächtige Zusammenrottung entdeckt und zwei der Rottirer nach heftigem Widerstande arretirt habe. .

„Man bringe sie," rief Benno von Spitzkopf, indem er schleunigst über das Nachtkamisol und die Unterhosen seinen Dienstrock zog, den Säbel umschnallte und die Pikelhaube aufsetzte, um die Attentäter in voller Uniform zu empfangen. . .

Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er in den Arrestanten und in deren blutrünstig zerschlagenen Gesichtern, die Züge seiner getreuen Partisanen: Drossel und den dicken Zeugmachermeister Schulze erkannte? Es war eine ebenso schmerzliche als überraschende Scene, über welche wir schnell den Vorhang fallen lassen wollen . . . Am ruhigsten und gelassensten nahm noch der Schulrath die Nachricht von Hagens Wahl auf. Ein leichtes Zucken um die Mundwinkel und ein Zusammenpressen der Lippen, war Alles, was man äußerlich an ihm wahrnahm . . . „Geduld," murmelte er dann, „meine

Zeit wird auch kommen ... Nur den Kopf nicht verloren, Josias."

Und Rothe?

Es giebt ein Walten des Schicksals, welches mit versöhnender Hand oft da eingreift, wo für einen Verirrten kein anderer Weg, als der der Schande und Schmach offen bleibt.

Als Schippmann ihm, der eben von tiefem Rausche und Schlafe erwacht, die Unglücksmähre brachte: Hagen ist gewählt — da fuhr es wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder des unglücklichen Mannes: die Pupille vergrößerte sich, dunkelroth wurde das Weiße seiner Augen, bläulich die Farbe seines rothen, aufgedunsenen Gesichts — er wollte den Mund öffnen, ein Wort stammeln, aber die Sprache versagte ihm, steif und starr fiel er rittlings über, der Schlag hatte ihn getroffen, er war todt.

Die Pforte des Grabes, die sich vor ihm aufthat, diese dunkle, enge, schwarze Pforte war der einzige Zufluchtsort vor dem Zuchthause, dessen Thor sich schon knarrend in seinen Angeln drehte, um ihn einzulassen.

Drei Hände voll Erde auf den Sarg des Un-

glücklichen, der ein Opfer eigner Charakterschwäche und — trüber Zeitverhältnisse wurde, die niemals wiederkehren mögen.

Im Allgemeinen rief Hagens Ernennung bei dem bei weitem größten Theile der Bürgerschaft eine freudige Sensation hervor und an dem Abende klang Jubel und Lärm an allen Orten und Enden, wo die Bürger zu geselligem Vergnügen zusammenkamen. Frühe aber, der Geisterseher, sprach, als er die Treppe des Rathhauses hinunterstieg: „Sagte ich es nicht? Der Erbfeind siegt doch! Denn sie sind abgefallen von dem Herrn und beten zu Baal und Er gehet um und suchet, wen Er verschlinge!“ Da klopfte ihm ein junger Handwerker leise auf die Schultern. Und als der Hofdrechsler sich umdrehte, sagte Jener: „Wißt Ihr was, lieber Frühe? Geht hinüber in unser Nachbarland, dort geht der Gottseibeiuns bei hellem Tage um und wer nicht an ihn glaubt, der wird als Heide betrachtet. Dort blüht noch Euer Weizen, dort säet Er auch noch Unkraut darunter — hier macht Ihr schlechte Geschäfte und kommt zuletzt noch ins Narrenhaus.“

Der Hofdrechsler sah den jungen Mann starr an, murmelte: „Und Ihr gehört ihm auch und seid

gefallen in seine Netze," und ging dann mit mysteriöser Geberde und Miene seines Weges. —

Hagen aber sprach, als ihm die Kunde seiner Erwählung wurde: „Die Stadt hat mich gerufen! Wohlan, so sei denn auch meine Kraft und mein Streben ihr allein geweiht! Und daß mir das Werk gelinge, dazu gebe mir Gott Kraft und Muth."

Und bewegt und feierlich drückte er Karsten die Hand.

. . . .

. . . .

Es bleiben uns nur noch wenige Worte zu sagen übrig, um als getreue Berichterstatter von dem endlichen Schicksal der Personen dieser Erzählung weitere Kunde zu geben.

Ludwig Berg wurde, wie Hagen versprochen, Director der, bald nach Hagens Amtsantritte ins Leben gerufenen, städtischen Realschule und Optativa seine glückliche Gattin. Oppermann, der es vorzog, in Frankfurt a/M. zu bleiben, verband sich, nachdem ihm gelungen, sich als Redacteur jenes Blattes eine neue Lebensstellung zu gründen, mit Marie, während Hagen, treu seinem Worte, sich nur dem Wohle der Stadt zu weihen, unvermählt blieb — bis auf

Weiteres. Denn wer kann in die Zukunft schauen und wissen, ob Frau von Stern ihn einst vielleicht nicht noch zu einem andern glücklichen Vater und Gatten macht? Babette, die jener schändliche Betrug Schamvogels vollkommen von ihrer Leidenschaft zu dem Unwürdigen geheilt, wurde von Hagen, der durch Karsten ihr trauriges Geschick erfuhr, als Aufseherin in der neu errichteten städtischen Klein-Kinderbewahranstalt angestellt, wo sie, versöhnt mit ihrem Geschicke, sich und ihrem Kinde lebte. Und Brinkmann, der Conrector? Theodor Brinkmann, der berühmte Commentator der Schnarrs'schen Naturdichtungen und Inhaber eines Ehrendiploms des Vereins für alt-deutsche Literatur in Potsdam und Berlin? Lange, lange konnte er den Verlust Optativas nicht verwinden und im ersten Augenblicke nach dem Empfange jener verhängnißvollen Epistel des Rectors, in der ihm dieser auf seinen Heirathsantrag eine so bittere Antwort gab, waren ihm allerlei desparate Entschlüsse durch den Kopf geflogen. Zum Glück erhielt er an demselben Abende ein zweites Ehrendiplom von einem Vereine für plattdeutsche Literatur in Hamburg, und dieses neue Anerkenntniß seiner Verdienste legte sich als

schmerzstillendes Wundpflaster auf sein zerrissenes Herz. Nach einigen Wochen war er sogar soweit wieder genesen, daß er sich am Fenster häufig mit seinem vis à vis, einer hübschen jungen Kaufmannswittwe von drei und zwanzig Jahren, durch die Augensprache unterhalten konnte, und dieselbe Nummer der „Stadt- und Landtrompete“ welche die Nachricht von der Erwählung Hagens brachte, enthielt auch folgende:

Verlobungs-Anzeige,

Natalie Frey geb. Ritter,

Theodor Brinkmann, Dr. phil.

Herr von Spitzkopf nahm wenige Monate später, beim Regierungsantritt des jungen Fürsten, welcher in England erzogen, Grundsätze hatte, die denen seiner Mutter diametral entgegengesetzt, seinen Abschied und zog sich grollend auf seine „Güter“ zurück, wo er mit seinen sechshundert Thalern Pension und dem uns bekannten Ertrage seiner Güter Gelegenheit hatte, das bekannte Wort des Clobulos aus Lindus: Maaß zu halten, praktisch bethätigen konnte. Herr Schulrath Mantius aber, der gewiegte, feine Kopf, nahm nicht seinen Abschied, sondern einen mehrjährigen Urlaub zur Einathmung frischer Luft

am Lemaner See, wo er — den Witterungswechsel in den höhern Regionen abzuwarten gedenkt.

Und Schippmann, August Schippmann, der lustige Lebemann? Wenn Ihr am äußersten Ende der Broselwitzer Vorstadt, an jenem großen, weiß und grün angestrichenen Hause mit dem breiten Thorwege — es ist das städtische Armenhaus — vorbeigeht, so erblickt Ihr einen alten, halbverückten Mann mit auseinander gefallenen, fast thierischen Zügen in heruntergerissener, abgelumpter Kleidung. Er sammelt die Cigarrenstummel auf der Straße, weicht sie dann auf, um sie an andere Insassen des Armenhauses als Kautabak zu verkaufen.

Hat er dann ein paar Dreier, so läuft er in den nächsten Schnapsladen, um sich dafür einen kleinen Zinnbecher voll Fusel einschenken zu lassen.

Es ist August Schippmann, der ehemalige Sporteschreiber.

* * *

Hagen wurde ein treuer, tapferer Wächter des Gesetzes der Stadt. Unbeugsam nach Oben, wie Unten, streute er den Samen strengen, gesetzlichen Sinnes deutschen Bürgerstolzes und Bürgermuthes in die Herzen. Gleichgültig gegen Titel und äußere

Ehrenzeichen, unempfänglich für jene vulgäre Straßenpopularität, wurde er den Bürgern der Gemeinde ein Vorbild in allen Dingen des öffentlichen Lebens, auf welches sie mit derselben Zuversicht in allen Kämpfen blickten, wie einst in den besseren Zeiten der Republik die Bürger Roms auf ihre Consuln. Und es waren harte Kämpfe, die sie zu bestehen hatten. Die Feinde des neuen Gesetzes waren zähe ausdauernde Gegner. Sie kämpften mit allen Waffen, die ihnen tauglich schienen.

Noch jetzt ist der Streit nicht endgültig entschieden. Aber das helle Morgenroth, das in Deutschlands größtem Staate nach langer Nacht angebrochen, und das seinen Lichtschimmer über das ganze große Vaterland wirft, vergoldet mit seinem Glanze auch die Schwertspitzen der Kämpfer für das alte, deutsche Recht der Gemeinde, sich selbst zu regieren!

Und dieser Glanz wird neuen Muth in ihre Herzen gießen und von Neuem wird die Losung sein: Vorwärts!

Ende des Romans.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.